

Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Germano-Române



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Publicație semestrială a Societății Germano-Române

Jahrgang XXVI • Heft 1 • Sommer 2023

- | | |
|------------------------------|---|
| Mădălina Diaconu | Denken in Generationen
Zur Ideengeschichte Rumäniens |
| Andreea Kaltenbrunner | Der Altkalendarismus in Rumänien in der Zwischenkriegszeit
Wie eine Reform scheitern kann |
| Kirsten Saxinger | Der moldauische EU-Kurs: zwischen Hoffnung und Skepsis
Beitrittskandidatenstatus für die Republik Moldau |
| Kathrin Schöberl | Neue Perspektiven auf Sprache
Meine Sprachassistenten in der Republik Moldau 2021/22 |
| Ellen Tichy | Germanistik im Zeitenwandel der Geschichte
Deutsch an rumänischen Universitäten |
| Hannelore Baier | Kirche im Kommunismus
Die Evangelische Kirche in Rumänien in der Amtszeit
von Bischof Friedrich Müller (1945-1969) |
| Camillo Breiling | 13 Jahre Arbeitslager
Die verlorene Jugend des Engelhard Mildt im
kommunistischen Rumänien |
| Astrid Theil | Rumänien in der nationalsozialistischen Propaganda
Der „Völkische Beobachter“ über die Entstehung des
„Nationallegionären Staates“ |
| Hermine-Sofia Untch | Tätigkeitsbericht 2022
Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V., Berlin |

Neue Bücher

Deutsch-Rumänische Hefte

Herausgeber: Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

Redaktion: Dr. Josef Sallanz (V.i.S.d.P.)
Jan-Peter Abraham
Dr. Daniel Gruschke
Jörn Henrik Kopfmann
Marianne Theil
Illa Weber-Huth

E-Mail: redaktion@deruge.org

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.

Auflage: 600 Exemplare. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.

Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter www.deruge.org, Onlinehefte.

Satz: Brigitta-Ulrike Goelsdorf

Druck: VS Breitfeld, Berlin

Bezug: Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der DRH kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60 Euro, ermäßigt 30 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nichtmitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

Spenden: Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Als Nachweis gilt bei Beträgen in Höhe von bis zu 200 Euro der Kontoauszug als Beleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen gern eine Zuwendungsbestätigung aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Anschrift auf dem Überweisungsträger anzugeben.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.
Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108
BIC: PBNKDEFF

Textbeiträge sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten für alle Geschlechter.

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

in der aktuellen DRH-Ausgabe finden Sie erneut eine Vielfalt von Themen: Im ersten Beitrag geht Mădălina Diaconescu auf das Denken in Generationsbegriffen in Rumänien ein; „die Logik des Ideen- und Ideologiewandels“, schlussfolgert sie, „lässt einen wachsamer werden für das, was auf uns zukommt und noch bevorsteht“.

Im folgenden Artikel schildert Andreea Kaltenbacher die Versuche der rumänisch-orthodoxen Kirche, den gregorianischen Kalender in der neu hinzugewonnenen Region Bessarabien einzuführen und den Widerstand der überwiegenden Mehrheit der einheimischen Gläubigen (Altkalendaristen) gegen diese als radikal empfundene Modernisierung, die zu starken Spannungen zwischen Bevölkerung, Kirche und Staat führte, abzubauen. Danach untersucht Kirsten Saxinger die aktuellen Entwicklungen in der Republik Moldau, die – gerade angesichts des russischen Überfalls auf die Ukraine – Richtung EU tendieren. Anschließend beschreibt Kathrin Schöberl ihre Erfahrungen während ihrer einjährigen DAAD-Sprachassistentin in der Moldau. Ellen Tichy stellt den Werdegang der Germanistik an fünf rumänischen Universitäten im Wandel der Zeiten dar.

Thema von Hannelore Baiers Beitrag ist die evangelische Kirche A.B. während der Amtszeit von Bischof Friedrich Müller. Camillo Breiling schreibt über Engelhard Mildt, der seine Jugend in kommunistischen Arbeitslagern verbringen musste. Astrid Theil analysiert die nationalsozialistische Propaganda hinsichtlich der Entstehung des Nationallegionären Staates in Rumänien. Und schließlich berichtet Hermine-Sofia Untch über die Tätigkeiten der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft im Jahr 2022 unter besonderer Berücksichtigung der 30-Jahr-Feier der DRG.

Eine spannende Lektüre wünscht Ihnen

Ihr
Josef Sallanz
Chefredakteur



Inhalt

- 4 Denken in Generationen**
Mădălina Diaconu
- 7 Der Altkalendarismus in Rumänien in der Zwischenkriegszeit**
Andreea Kaltenbrunner
- 10 Der moldauische EU-Kurs**
Kirsten Saxinger
- 13 Neue Perspektiven auf Sprache**
Kathrin Schöberl
- 16 Germanistik im Zeitenwandel der Geschichte**
Ellen Tichy
- 19 Kirche im Kommunismus**
Hannelore Baier
- 2 Engelhard Mildt: 13 Jahre Arbeitslager**
Camillo Breiling
- 25 Rumänien in der nationalsozialistischen Propaganda**
Astrid Theil
- 28 DRG-Tätigkeitsbericht 2022**
Hermine-Sofia Untch
- 30 Neue Bücher**
 - Andra Rotaru: Tribar. Gedichte (*Tobias Larenz*)
 - Anton Sterbling: Ende einer Pandemie und weitere Erzählungen (*Halrun Reinholz*)
 - Edith Ottshofski: saumselige annäherung. Gedichte (*Maria Roxin*)
 - Horst Samson: Der Tod ist noch am Leben. Gedichte (*Gabriela Șandor*)
 - Helmuth Frauendorfer: Abendweg. Roman (*Katharina Kilzer*)
 - Catalin Dorian Florescu: Der Feuerturm. Roman (*Maria Irod*)
 - Astrid Bartel: Des Lebens ungeteilte Freude. Erzählungen (*Ingeborg Szöllösi*)
 - Dagmar Dusil: Entblätterte Zeit. Kurzgeschichten (*Maria Muscan*)
 - Silvia Irina Zimmermann (Hg.): „Geliebter Vater und treuster Freund“ – Der Briefwechsel des Königspaares Carol I. und Elisabeth von Rumänien mit Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen aus dem Rumänischen Nationalarchiv (*Alina Bruckner*)
 - [Peter Rosenthal (Hg.)]: Cluj – Der Traum ist unser geheimes Zuhause. Klausenburg – Visul e casa noastră secretă (*Katharina Biegger*)
 - Valeska Bopp-Filimonov, Martin Jung (Hg.): Kaleidoskop Rumänien (*Ingrid Baltag*)
 - Ilse Hehn: Diese Tage ohne Datum (*Markus Fischer*)
 - Donau-Radweg. Teil 5: Serbien, Rumänien, Bulgarien. Von Belgrad zum Schwarzen Meer (*Gilles Duhem*)

Dr. Gerhard Köpernik, Präsident der DRG, dankt der Botschafterin Rumäniens in Berlin, I.E. Frau Adriana-Loreta Stănescu, für ihre lobenden Worte zum 30. Jubiläum unserer Gesellschaft.
Foto: Josef Sallanz

Denken in Generationen

VON MĂDĂLINA DIACONU

Der 24. Februar 2022 markierte eine Zeitenwende in der Geschichte unseres Kontinents, erklärte der deutsche Bundeskanzler Olaf Scholz nach dem Überfall auf die Ukraine. Die Welt danach sei nicht mehr dieselbe wie die Welt davor. Ob wir wollen oder nicht, wir können uns der Geschichte nicht entziehen, heute nicht und nicht 1989, wie meine Generation in Rumänien. Wer sich nicht selbst an der Geschichte beteiligen will, wird sie erleiden müssen – als Individuum und als Generation.



Nicolae Bălcescu (1819-1852), Historiker und Schriftsteller sowie einer der Anführer der Revolution von 1848 in der Walachei, auf einer 100-Lei-Banknote der Rumänischen Volksrepublik von 1952.

Der Begriff des Generationenvertrags ist allgegenwärtig geworden: Ob Rentenversicherung, Ressourcenausbeutung oder Klimaerwärmung, in jedem Fall wird die intergenerationale Gerechtigkeit verhandelt. Angst und Unsicherheit machen sich breit. Der Antinatalismus, der prinzipiell gegen Elternschaft argumentiert, wird derzeit auch in Rumänien rezipiert. Nach einer langen Zeit des Misstrauens gegen utopisches Denken – zu sehr hatten ganze Völker unter einer politischen Utopie gelitten –, sind heute alternative Zukunftsvisionen gefragt, die Mut und Hoffnung trotz komplexer Krisen und ihrer medialen Vermarktung geben.

Wie stark die Zukunft auf der Vergangenheit basiert, wussten sogar die prophetischsten Stimmen der rumänischen Geschichte, wie etwa Nicolae Bălcescu. Bei ihm findet sich auch eine der ersten Abgrenzungen seiner Generation zur früheren, als er am Vorabend der 1848er-Revolution die *Partida Națională* dazu aufrief, die Staffeln des politischen Kampfes an die jüngere Generation zu übergeben. Die *pașoptiști* (48er) gingen dann tatsächlich als eine Generation in die rumänische Geschichte ein. Ihre Begeisterung für Gründungen wirkte in den darauffolgenden Jahrzehnten fort. Spätestens ab diesem Zeitpunkt lässt sich die Geschichte Rumäniens – und damit auch seine Ideengeschichte – wie eine Aufeinanderfolge

von Generationen rekonstruieren. Was sie hauptsächlich bewegte, war eine Korrektur der Versäumnisse und Unterlassungen der vorigen Generation. Das hinderte sie jedoch nicht daran, diese Fehler selbst durch ebenso verhängnisvolle „berichtigt“ zu haben. Es liegt mir fern, dadurch auch nur den leisesten Verdacht einer hegelschen Geschichtsphilosophie zu wecken, wonach sich abstrakte Ideen konkreter Individuen und Gruppen bedienen, um in der Gesellschaft Fuß zu fassen und schrittweise einen postulierten absoluten Geist zu realisieren.

Gleichwohl hat die Geschichte eine eigene Logik, die sich wiederum in Generationen darstellen lässt. Ein Rückblick auf die letzten zwei Jahrhunderte zeigt, wie sich die rumänischen Eliten in jeder Epoche jeweils anderen Ideen verschrieben: der Gründung des modernen rumänischen Staates um 1848, einem gemäßigten Reformismus und der Bildung einer Nationalkultur im *junimism*, der Schaffung der politischen Einheit und der Rückwendung der entfremdeten Eliten zum Volk im Zeichen eines kulturellen Nationalismus (verlängert nach dem Ersten Weltkrieg in einem politischen und nicht mehr bloß „defensiven“ Nationalismus, um mit Constantin Rădulescu-Motru zu sprechen) usw.

Dennoch waren es *situierte* Ideen, die von ebenfalls historisch und geographisch *situierten* Menschen vertreten und vielleicht später auch revidiert, wenn nicht sogar abgelegt wurden. Die Ideen waren *ihre* Ideen (ohne dadurch eine gewisse Synchronizität mit einer gesamteuropäischen Entwicklung in Frage zu stellen) und als Lösungen für die damaligen Probleme ihrer Gesellschaft intendiert. Die Geschichte Rumäniens kann und soll auch als eine Geschichte solcher Leitideen in verschiedenen Generationen gelesen werden, weil Ideen keine blutleeren Konstrukte sind, sondern – wie wir leider dieser Tage wieder in Europa beobachten müssen – eine solche Sprengkraft haben, dass Menschen für sie töten (und sich töten lassen). Es ist nicht immer einfach, die Biographien und Ideen von Menschen auseinanderzuhalten und Denker pauschal für die spätere Geschichte ihrer Theorien zur Rechenschaft zu ziehen. Zumindest aber ein differenziertes Betrachten der Wandlungen einer Idee im Laufe der Zeit (denken wir nur an die Nation oder an die Rolle der Kirche) wäre angeraten. Ideen sind nicht nur Konstrukte, sondern ebenso politische Mittel und sogar Waffen, und sie haben nicht nur ihre Geschichte, sondern machen manchmal selbst Geschichte, wie Maiorescus These der inhaltlosen Formen am besten zeigt, die wie ein roter Faden die moderne Geschichte Rumäniens bis heute durchzieht.

Das Denken in Generationsbegriffen kehrt dann in Lovinescus „Geschichte der modernen rumänischen Zivilisation“ (1924–1926) zurück. Für ihn handelten sowohl die „revolutionären Kräfte“ als auch die darauffolgenden „reaktionären Kräfte“ des „Kritizismus“ gemäß einer historischen Notwendigkeit. Der *junimism* wird hier sogar explizit als Ausdruck der Gesinnung einer ganzen Generation betrachtet. Zu ihrer Einheit trug unter anderem die intellektuelle Solidarität einer Gruppe bei, die eine ähnliche Haltung zu den kulturellen und gesellschaftlichen Problemen Rumäniens einnahm. Von hier ist es nicht mehr weit bis zur Anerkennung eines gewissen kollektiven – im Duktus des 19. Jahrhunderts gesprochen – „Zeitgeistes“. Generell sind diese Wahlverwandtschaften innerhalb einer Generation auf intellektuelle Einflüsse während des Studiums, Familiengeschichten und historische Ereignisse, die in Kindheit oder Jugend fielen, die Situation auf dem Arbeitsmarkt, lebensprägende Begegnungen mit künftigen Mentoren etc. zurückzuführen.

Eine detaillierte Untersuchung einer solchen intellektuellen Genealogie bietet Mircea Vulcănescu für die „junge Generation“ 1934. Der Philosoph und Soziologe unterscheidet nicht weniger als sieben Bedeutungen des Begriffs von „Generation“: die biologische Generation (alle unmittelbaren Nachkommen eines gemeinsamen Erzeugers), die soziologische (Altersgruppe), statistische (das Durchschnittsintervall für die biologische Erneuerung einer gesellschaftlichen Gruppe), die historische Generation (eine Gruppe, die am selben historischen Ereignis teilgenommen hat), die psychologische (eine ungefähr gleichaltrige Gruppe, die aufgrund ihrer Reifung unter denselben Bedingungen Solidarität entwickelt), die kulturelle und politische Generation (ein Kollektiv mit ähnlichem Verhalten, weil seine Mitglieder „ungefähr dasselbe fühlen, glauben, wissen und wollen und eine identische Haltung gegenüber ähnlichen Problemen entwickeln“), schließlich die wirtschaftliche Generation, deren gemeinsame Mentalität und kongruentes Verhalten auf eine ähnliche Wirtschaftslage bzw. einen vergleichbaren Sozialstatus zurückgeführt werden können. Die Komplexitätssteigerung von der biologischen zur „spirituellen Generation“ geht mit einer ebenso wachsenden Unschärfe einher, sodass die Einheit einer Generation immer eine gewisse Diversität von Überzeugungen und Positionen trotz gemeinsamer Interessen zulässt.

Auf den Fall Rumäniens angewendet, bedeutet das nach Vulcănescus Ansicht, dass die eigene „junge Generation“ die sechste seit dem Beginn der Moderne darstelle, nach den „Vorgängern“ (die zwischen 1821–1848 im Mittelpunkt standen), den *pașoptiști* (bis zum Unabhängigkeitskrieg), den *junimiști* (die wiederum eine gemeinsame kulturelle und eine politische Phase durchmachten) gleichzeitig mit den Autoren des *Memoandum* (1892) in Siebenbürgen, der „sozialen Generation“ der *sămănătoriști* und *poporaniști* (ab zirka 1907 und hauptsächlich in den jeweiligen Zeitschriften dieser Bewegungen vertreten), schließlich der Generation,

die „Feuergeneration“ (aufgrund ihres Einsatzes im Ersten Weltkrieg), „Generation der Vereinigung“, „geopferte Generation“ oder „Generation der Zeitschrift *Gândirea*“ genannt wurde. Die sechste Generation erhob ihre Stimme ab 1927, als sich Mircea Eliade als ihr Anführer und Sprecher gerierte; seine Artikel über die „junge Generation“ lösten in den darauffolgenden Jahren eine rege Debatte mit den Vertretern der älteren Generationen aus. Weniger provokativ waren Mircea Vulcănescus Bemühungen um eine wissenschaftliche Begründung der Einheit in der Vielfalt dieser Generation durch die gemeinsame Erfahrung des Kriegs als Kinder und Jugendliche, den frühen Verlust des biologischen Vaters und die Prägung durch dieselben Mentoren, durch bestimmte kulturell-ideologische Einflüsse von außen und nicht zuletzt durch die Mitgliedschaft in Jugendvereinen. Sosehr ihre unterschiedlichen Antworten auf die Herausforderungen der Zeit Vulcănescu zu einer komplizierten Taxonomie veranlassten, schrieb er allen das Bewusstsein einer gemeinsamen dreifachen Aufgabe zu: die Bildung der seelischen Einheit der Rumänen *nach* der politischen Vereinigung durch eine hochqualitative Kultur, die den Nationalcharakter in universale Formen gießen sollte, die Vorbereitung für eventuelle widrige Umstände in der Zukunft und sogar die Hebammenkunst eines „neuen Menschen“.

Der Ausdruck „neuer Mensch“ ist daraufhin gleich zweimal kompromittiert worden: durch die rumänischen Faschisten und durch die kommunistische *langue de bois*. Es folgten weitere „geopferte Generationen“, unterbrochen von einer kurzen Phase des liberalen „Taufwitters“. Mit der Abschaffung der Soziologie als „reaktionärer“ Wissenschaft verschwand auch der Begriff der Generation aus der Öffentlichkeit, auch wenn dann nach 1990 Stelian Tănase und andere Politikwissenschaftler im Rückblick aufzeigten, wie auch innerhalb der Kommunistischen Partei ein Generationenwechsel stattfand:



Moldauische Briefmarkenausgabe zum 100. Geburtstag von Mircea Eliade, rumänischer Schriftsteller und Religionswissenschaftler.
Quelle: Moldauische Post

die *ilegaliști*, die nach 1945 die Macht übernommen hatten und selbst alles andere als einen monolithischen Block bildeten, verließen altersbedingt allmählich die politische Bühne. Angesichts der Konsolidierung des Regimes und ihrer unterschiedlichen Lebensgeschichten

hatten ihre Nachfolger weniger Berührungängste mit den bürgerlichen Intellektuellen, die die Zeit der Repression überlebt hatten, ganz im Gegenteil versuchten sie, diese auch kulturpolitisch zu instrumentalisieren.

Interessanterweise tauchte aber in dieser Zeit der Begriff der Generation in der Literaturwissenschaft wieder auf. So wurde die ästhetische Qualität der Generation '60 gefeiert. Die *șaptezeciști* (deren Bildungskarriere in die Zeit des „Taufwitters“ fiel) betrachteten sich selbst als polyglott und als gute Kenner der westlichen Kultur, auch wenn sie nicht ins Ausland reisen durften und ihre universitäre Laufbahn nur sehr holprig verlief. Die *optzeciști* flüchteten vom wieder zunehmenden ideologischen Druck in die vermeintlich apolitische Leichtigkeit der Postmoderne und entfachten die Debatte, ob ihre Ausrichtung, die kultursoziologisch betrachtet im Westen der Spätmoderne entsprach, nicht bloß ein künstliches Nachahmungsphänomen einer großstädtischen Elite sei. Das Generationenparadigma im erweiterten Sinne Vulcănescus wurde nach der Wende in der Literaturkritik unvermindert fortgesetzt, die in regelmäßigen Abständen Labels wie *nouăzeciști* und *douăzeciști* auf den Ideenmarkt brachte. Dabei sind diese zehnjährigen Intervalle kürzer als in der Sozialpsychologie, wo etwa Daniel David einer Generation zwanzig Jahre einräumt. Die aktuellen Diskurse über



Alexandru Ioan Cuza war Gründer und erster Fürst Rumäniens (1859-1866). Lithographie von Josef Kriehuber (1861)

die Generationen in Rumänien sprechen von der Generation X, Y (auch „*milenial*“ oder „*mileniari*“ genannt) und Z, der zuletzt Alpha (für die ab 2010–2015

Geborenen) folgte. Diese Bezeichnungen und teilweise sogar ihre zeitliche Bestimmung sind allerdings ein internationales Gemeingut. Eine Ausnahme bilden die „*decreșei*“, deren Name sich vom Antiabtreibungsdekret 770 aus dem Jahr 1966 ableitet; sie entsprechen der Generation X und gelten als wesentliche Akteure beim Sturz des Ceaușescu-Regimes.

Bemerkenswert ist außerdem, dass sich im Unterschied zu den früheren Diskussionen politische Einschnitte (z. B. die Dezemberrevolution und der EU-Beitritt) nicht mehr in der Periodisierung der letzten Generationen widerspiegeln. Die Beschreibungen der jeweiligen soziopsychologischen Profile nehmen aber sehr wohl Bezug auf den Wandel der rumänischen Gesellschaft, wenn etwa die Generation X als „geschlagene Generation“ bezeichnet wird (Vasile Dâncu) oder bei den rumänischen *Millenials* eine zunehmende Angleichung an ihre westlichen Gleichaltrigen in puncto Wertesystem und Verhaltensmuster konstatiert wird. Die Überlappungen und Unterscheidungen der Generationen in Rumänien im europäischen (sei es nur regionalen) Vergleich würden eine separate Analyse verdienen. Was ich jedoch in der Regel bei solchen Studien vermissem, ist eine Untersuchung der Leitideen, die diese Generationen geprägt und die sie selbst hinterlassen haben. Wie hat sich die Überzeugung vom europäischen Charakter der rumänischen Gesellschaft und Kultur in den letzten Jahrzehnten gewandelt, d. h. vor 1989, während der Vorbereitung auf den EU-Beitritt und nach diesem? Welche Rolle spielt der religiöse Glaube, mit oder ohne kirchliche Anbindung? Lassen sich Ähnlichkeiten mit früheren Epochen in der Aufeinanderfolge der Generationen beobachten, wie ich vermute? Adrian Marinos kulturelles Programm des *neopașoptism* für die 1990er-Jahre lässt sich tatsächlich auf die ganze Generation X ausweiten, zu der ich selbst gehöre. Diese war vor 1989 pro-europäisch und pro-amerikanisch ausgerichtet und hat dann in den 1990er-Jahren wie einst die *pașoptiști* unter Alexandru Ioan Cuza und König Carol I. eine zügige gesetzliche und institutionelle Modernisierung nach westlichem Vorbild vorangetrieben. Die darauffolgende Generation musste nicht mehr um den EU-Beitritt bzw. allgemein die Akzeptanz durch den Westen kämpfen und konzentrierte sich stattdessen auf die Wiederaufwertung der eigenen Traditionen – wie einst die *junimiști*. Die Entwicklungen der letzten Jahre erinnern wiederum an die Ambivalenz der kulturellen und politischen Strömungen um 1907. Dass ihnen der Erste Weltkrieg folgte, weckt beunruhigende Parallelen zur aktuellen Situation. Die Geschichte wiederholt sich nicht, aber die Logik des Ideen- und Ideologiewandels lässt einen wachsender werden für das, was auf uns zukommt und noch bevorsteht.

Dr. Mădălina Diaconu ist Privatdozentin am Institut für Philosophie und Lektorin am Institut für Romanistik der Universität Wien. Zuletzt erschienen: „*Ideengeschichte Rumäniens*“ (Brill/Ferdinand Schöningh, 2021).

Der Altkalendarismus in Rumänien in der Zwischenkriegszeit

VON ANDREEA KALTENBRUNNER

Als eine Gruppe von Soziologen 1934 Untersuchungen in einem Dorf im Osten Rumäniens durchführte, stellte sie hinsichtlich der Religiosität der dortigen Bevölkerung etwas Ungewöhnliches fest: Die wenigsten Menschen gingen zur Kirche, ungeachtet dessen, dass die Mehrheit den offiziellen Statistiken zufolge orthodox und rumänischsprachig war. Beim genaueren Nachfragen fanden die Soziologen heraus, dass die Bauern Altkalendaristen waren: orthodoxe Gläubige, welche die Kalenderreform der rumänisch-orthodoxen Kirche (*Biserica Ortodoxă Română*, weiter BOR) von 1924 ablehnten. Die Altkalendaristen (rum. *stiliști*) waren Anhänger des julianischen Kalenders.

Die Soziologen zeigten sich über den Zwist mit der Kirche besorgt. Das östliche Gebiet Bessarabien (heute zu einem großen Teil zur Republik Moldau gehörig) war seit 1918 Teil von Rumänien, nachdem es zuvor mehr als 100 Jahre zum Russischen Reich gehört hatte. Von einer multiethnischen Region an der westlichen Peripherie des Russischen Reiches wurde Bessarabien nach dem Ersten Weltkrieg zum östlichen Grenzgebiet Rumäniens. Der rumänische Staat traf eine Reihe von Maßnahmen, darunter auch eine Kalenderreform, um die Region und ihre Bevölkerung ans Zentrum anzubinden. Die Verweigerer der Kalenderreform waren ein Hinweis darauf, dass im Zuge dieses Vereinigungsprozesses große Teile der Bevölkerung, die die rumänische Regierung als Angehörige der Titularnation betrachtete, die Pläne Bukarests nicht unterstützte.

Während für staatliche und kirchliche Stellen die Ersetzung des julianischen durch einen dem gregorianischen ähnlichen Kalender eine symbolische Orientierung nach Westen repräsentierte, sahen viele Gläubige diesen Schritt als eine zu radikale Modernisierung. In einem anderen Kontext mochten Proteste gegen eine Kalenderreform als harmlos erscheinen oder die Obrigkeit zum Nachdenken bewegen. Im Rumänien der Zwischenkriegszeit wurde der Widerstand gegen die Reform mit großem Misstrauen und als eine Bedrohung für die nationale Sicherheit betrachtet. Als die rumänische Armee im Frühjahr 1918 nach Bessarabien vorrückte, war das Gebiet zum großen Teil von bolschewistischen Banden besetzt. Diese wurden nach Osten über den Fluss Dnjestr zurückgedrängt, und im März des gleichen Jahres wurde die formale Vereinigung Bessarabiens mit Rumänien erklärt. Dieser Schritt wurde jedoch international nicht anerkannt, insbesondere natürlich nicht von Sowjetrusland (ab 1922 Sowjetunion). Vor diesem Hintergrund kamen die Altkalendaristen schnell unter den Verdacht, Bolschewiki zu sein – ein Begriff, welchen die rumänischen Behörden damals als *pars pro toto* für Staatsfeinde verwendeten. Denn indem

Kalenderreformverweigerer die Entscheidungen des Zentrums hinterfragten, würden sie die Legitimation des rumänischen Staates in Frage stellen, was wiederum sowjetischen Interessen dienen würde.



Die Kathedrale der Geburt des Herrn in Chișinău ist die Hauptkirche der orthodoxen Kirche in der Moldau (Biserica Ortodoxă din Moldova), die dem Moskauer Patriarchat untersteht. Sie benutzt bis heute den julianischen Kalender. Ihr gehören rund 80 Prozent der orthodoxen Gemeinden in der Republik Moldau, deren Staatsgebiet den Großteil der historischen Region Bessarabien umfasst, an. Foto: Josef Sallanz

Der Altkalendarismus entstand Ende der 1920er- und Anfang der 1930er-Jahren aus einer angespannten und zum Teil gewaltsamen Beziehung zwischen den einfachen Gläubigen, der Kirche und dem Staat. Auf dem Höhepunkt der kalendarischen Proteste 1936 zählte der Altkalendarismus über eine Million Anhänger und war die größte nicht-anerkannte religiöse Gruppe im Land. Die große Mehrheit war auf den Norden Bessarabiens und den Norden der historischen Region Moldau (mit Zentrum in Iași, nicht zu verwechseln mit der heutigen Republik Moldau) konzentriert. Die Bewegung war kaum organisiert und hatte keine feste Hierarchie. Neben passivem Widerstand bildeten manche Altkalendaristen eigene Gemeinschaften und eröffneten eigene Gebetshäuser. Jegliche Organisationen und Aktivitäten gegen den neuen Kalender wurden ab Herbst 1936 verboten und der Staat reagierte mit Repressionen. Die Gendarmerie nahm führende Altkalendaristen fest und ließ sämtliche Gebetshäuser schließen.

Aus einigen von den Altkalendaristen erhaltenen Schlüsselquellen lässt sich die Entstehung und Entwicklung des kalendarischen Konfliktes auch aus ihrer Sicht darstellen. Wie konnte aus einer – auf den ersten Blick so harmlosen Reform – ein Konflikt solchen Ausmaßes entstehen?

Allgemein haben die Altkalendaristen selbst sehr wenige Quellen hinterlassen. Der Altkalendarismus

war ein bäuerliches Phänomen, eine Bewegung von unten, die in einer Gegend mit hoher Analphabetenrate entstand. Fast 62 Prozent der Bevölkerung Bessarabiens konnte 1930 nicht lesen und schreiben. Die wenigen verfügbaren Quellen hängen unmittelbar mit der Natur des Konfliktes zusammen: Die Bauern bekämpften die Kalenderreform durch Protestaktionen und durch die Errichtung von Gebetshäusern, sie führten keine intellektuellen Debatten. Den vorhandenen altkalendaristischen Dokumenten mehr Beachtung zu schenken, ist umso wichtiger, als dass die meisten Informationen über den Kalenderkonflikt von den Verfolgern, also von staatlichen und kirchlichen Behörden, stammen. Die Geschichte des Altkalendarismus rief kaum Interesse hervor und konnte bis zur Öffnung der Archive nach 1990 nur schwer untersucht werden. Bis vor kurzem wurden die wenigen Studien zum Altkalendarismus allein von kirchennahen Historikern verfasst, welche meistens die staatliche Sicht auf den Konflikt wiedergeben und stets erklären, dass die staatlichen Interventionen gegen die rebellischen Bauern notwendig waren, um die Stabilität Bessarabiens zu gewährleisten.



Büste von Julius Cäsar im Schloss Versailles. Der julianische Kalender wurde im Jahr 45 v. Chr. von Julius Cäsar im Römischen Reich eingeführt und ab 1582 wurde er schrittweise durch den in astronomischer Hinsicht verbesserten gregorianischen Kalender abgelöst. Im Herbst 1924 wollte die rumänisch-orthodoxe Kirche den gregorianischen Kalender auch in der orthodoxen Kirche Bessarabiens einführen. Foto: Coyau / Wikimedia Commons

biens konnte 1930 nicht lesen und schreiben. Die wenigen verfügbaren Quellen hängen unmittelbar mit der Natur des Konfliktes zusammen: Die Bauern bekämpften die Kalenderreform durch Protestaktionen und durch die Errichtung von Gebetshäusern, sie führten keine intellektuellen Debatten. Den vorhandenen altkalendaristischen Dokumenten mehr Beachtung zu schenken, ist umso wichtiger, als dass die meisten Informationen über den Kalenderkonflikt von den Verfolgern, also von staatlichen und kirchlichen Behörden, stammen. Die Geschichte des Altkalendarismus rief kaum Interesse hervor und konnte bis zur Öffnung der Archive nach 1990 nur schwer untersucht werden. Bis vor kurzem wurden die wenigen Studien zum Altkalendarismus allein von kirchennahen Historikern verfasst, welche meistens die staatliche Sicht auf den Konflikt wiedergeben und stets erklären, dass die staatlichen Interventionen gegen die rebellischen Bauern notwendig waren, um die Stabilität Bessarabiens zu gewährleisten.

Altkalendaristen zwischen passivem und aktivem Widerstand

Als einer der Siegerstaaten des Ersten Weltkrieges erhielt Rumänien Gebiete der ehemaligen Habsburger Monarchie (die Bukowina, das Banat und Siebenbürgen) sowie aus dem Russischen Reich (Bessarabien) und verdoppelte dadurch fast sein Territorium und seine Bevölkerung. Die Gebietsgewinne brachten auch für die rumänisch-orthodoxe Kirche einen massiven Zuwachs. Mit ihren 13 Millionen Mitgliedern (fast doppelt so viel wie vor 1918) war die BOR zahlenmäßig eine der größten orthodoxen Kirchen. Sie bestand aus unterschiedlichen Provinzkirchen, welche mit der Erhebung der BOR zum Patriarchat 1925 offiziell in einer

Nationalkirche vereinigt wurden. Die orthodoxe Kirche sah sich selbst als Stütze des Staates und wollte zum Prozess der Staats- und Nationenbildung konstruktiv beitragen. Einerseits ging für die politische und kirchliche Elite nach 1918 ein nationaler Traum in Erfüllung, andererseits bereiteten der plötzliche Gebietszuwachs sowie der entstandene Territorialkonflikt der Kirchenführung in Bukarest große Besorgnis. Eine schnelle administrative sowie kulturelle Vereinigung sollte den neuen territorialen *status quo* absichern.

Ohne große Vorbereitungen führte die BOR den neuen Kalender bereits im Herbst 1924 ein. Die Stimmung innerhalb der Kirche in Bessarabien hätte bei der Ankündigung dieser Änderung nicht unvoreilhaft sein können. Bukarest hatte in den vergangenen Jahren mit den örtlichen Priestern unter anderem aufgrund ihrer Bezahlung und der Verwaltung des Kirchenvermögens gestritten, während die Priester nach weniger Einmischung durch das Zentrum und nach mehr Autonomie strebten. Anders als administrative Änderungen, welche die Gläubigen meistens nicht betrafen, bekamen sie die Kalenderreform unmittelbar zu spüren, wie Bauern aus dem Norden Bessarabiens in einem Brief an ihren Priester erklärten: „Als Gläubige Eurer Parochie bitten wir Sie, die zukünftigen Feiertage, darunter auch die Epiphanie, nach dem alten Stil zu halten, denn wir wurden geboren und erzogen in dieser alten Religion. Wir schätzen unsere alten Bräuche sehr und können daher die Feiertage nicht nach dem neuen Kalender halten.“

Die wichtigste Änderung der Reform war es, 13 Tage einfach auszulassen. Der 1. Oktober wurde zum 14. Oktober, und dadurch wurden die Unterschiede zwischen dem julianischen und dem Solarkalender beglichen. Für die Altkalendaristen war dies eine tiefgreifende Änderung, die die religiösen Feiertage durcheinanderbrachte. Außerdem waren sie der Auffassung, durch die Annahme des neuen Kalenders wären die Priester zum Katholizismus übergetreten (die orthodoxen Parochien feierten nun die meisten Feiertage zeitgleich mit der katholischen Kirche). Wie der Wortlaut des Briefes andeutet, waren die Bauern im Allgemeinen fest der Meinung, dass der Kalender ihre Religion verändert hätte.

Auf diese weitverbreitete Kritik reagierte die Kirche kaum, und sie investierte nach wie vor wenig in die Erklärung der Reform. Es beteiligten sich auch wenige Akteure außerhalb kirchlicher Kreise an der Popularisierung des neuen Kalenders. Da der Widerstand zunächst auf die nordöstliche Ecke des Landes beschränkt war, schenkte das Zentrum diesem Problem lange Zeit keine Aufmerksamkeit.

Ende der 1920er-Jahren verstärkten sich die kalendarischen Proteste, nachdem die BOR ein Osterdatum gewählt hatte, das mit dem alten Kalender nicht übereinstimmte. Staat und Kirche rückten noch enger zusammen und übten Druck auf die Gläubigen aus, in ihrem religiösen Leben den neuen Kalender zu verwenden. Die gemeinsame Beteiligung von Gendarmen und Priestern an der Implementierung der Reform hatte den

entgegengesetzten Effekt, und immer mehr Bauern wagten es, sich selbst zu organisieren. Nach mehreren gescheiterten Versuchen, von der Kirche Konzessionen zu erlangen, wendeten sich die Altkalendaristen mit einem Memorandum direkt an König Carol II. Dieses Memorandum ist eine der wichtigsten Quellen zum kalendrischen Konflikt. Etliche Gemeinschaften stellten auf mehreren Seiten ihre Pläne vor. Sie verlangten weniger Einmischung seitens der Sicherheitsbehörden in die den Kalender betreffenden Angelegenheiten und plädierten für religiöse Freiheit. Die Regierung stellte ihnen daraufhin mehrere Optionen in Aussicht: eine Rückkehr zum alten Kalender, eine Ausnahmeregelung für die Kirche in Bessarabien oder auch die Erlaubnis an die Altkalendaristen, eine eigene Kirchenorganisation zu gründen. Das Memorandum enthält auch klare Hinweise zu der politischen Orientierung der Altkalendaristen. Diese sahen sich als wahre Orthodoxe, die besser als die BOR zur Nationenbildung beitragen könnten. Neben Loyalitätsbekundungen zum Königshaus lassen sich in dem Dokument jedoch auch antisemitische Überzeugungen identifizieren.

Die staatliche Kontrolle nahm Anfang der 1930er-Jahre weiter zu, und die Konflikte mit den Altkalendaristen intensivierten sich. Auch die allgemeine politische Lage verschärfte sich, und es wurde immer klarer, dass der Staat in die Offensive gehen würde. Der ungelöste territoriale Konflikt rückte wieder in den Vordergrund. Obwohl Rumänien in den 1930er-Jahren diplomatische Beziehungen mit der Sowjetunion aufnahm, gelang es trotz Verhandlungen mit Beteiligung des berühmten Außenpolitikers Nicolae Titulescu nicht, eine sowjetische Anerkennung seiner territorialen Integrität zu erlangen.

Anfang 1936 fand die Gendarmerie einen „Beweis“, der die Radikalisierung der Altkalendaristen nachweisen und das Innenministerium zu einer gewaltsamen Intervention bewegen sollte. Es handelte sich um einen Drohbrief, welchen Altkalendaristen einem der wenigen Großgrundbesitzer geschickt hatten, die es nach der Agrarreform 1921 in Bessarabien noch gab. In diesem Brief ging es nicht um die Kalenderreform, vielmehr machten die Altkalendaristen klar, dass sie auch wirtschaftliche Interessen verfolgten: „Sollten wir dich nach zwei Wochen noch auf dem Landgut finden, dann werden wir dich umbringen. Wirst du jemandem davon erzählen, werden wir – alle Gemeinschaften – in der Nacht kommen und deinen Gutshof und dich in Brand setzen (...)“.

Viele altkalendaristische Gemeinschaften gerieten Mitte der 1930er-Jahren unter finanziellen Druck. Durch die Eröffnung von Gebetshäusern und durch die Beschäftigung von Mönchen hatten sie Schulden angehäuft. Aufgrund einer langen Dürrezeit und der niedrigen Getreidepreise und nicht zuletzt der Weltwirtschaftskrise war die allgemeine ökonomische Lage schlecht. Die Radikalisierung, die aus dem Brief deutlich wird, war aber regional begrenzt. Dennoch veranschaulicht das Schreiben den schnellen Aufschwung des Altkalendarismus: Er

wurde zu einem Sammelbecken für all jene, die mit der Kirche und dem Staat unzufrieden waren.

Schlussfolgerung

Angesichts der Vorbereitungen zur Unterdrückung der altkalendaristischen Bewegung im Jahr 1936 bemerkte der Journalist Pamfil Șecaru die Absurdität der Situation und fragte sich, warum die Kirche an die Hilfe der Sicherheitsorgane appellieren musste, um ein innerkirchliches Problem zu lösen. Es sei ein Fehler, kirchliche Konflikte durch staatliche Einmischung zu lösen. Der Journalist übersah freilich, dass die Kalenderreform schon längst zu einer staatlichen Angelegenheit geworden war.

Die drei zitierten Quellen zeigen, dass eine deeskalierende Strategie fehlte. Auch als deutlich wurde, dass große Teile der ländlichen Bevölkerung Bessarabiens den neuen Kalender nicht akzeptieren würden, gab der Staat die Reform aus strategischen Gründen nicht auf: Eine Rückkehr zum alten Kalender hätte den neuen Staat und auch die Kirche schwach aussehen lassen, und dies wäre einer vollständigen Vereinigung Bessarabiens mit Rumänien entgegengestanden, wie viele meinten. Ein weiteres Argument gegen eine Rückkehr zum julianischen Kalender war, dass der Bruch mit der russisch-orthodoxen Kirche, zu der die orthodoxe Bevölkerung Bessarabiens bis 1918 gehört hatte und die weiterhin den julianischen Kalender verwendete, ansonsten nicht deutlich genug gewesen wäre.



Die Hl. Teodora de la Sihla-Kathedrale in Chișinău ist die Hauptkirche der Autonomen Orthodoxen Kirche Bessarabiens (Biserica Ortodoxă Autonomă a Basarabiei), die dem Bukarester Patriarchat untersteht. Ihr gehören 2023 etwa 20 Prozent der orthodoxen Gemeinden in der Republik Moldau an. Foto: Josef Sallanz

Dr. Andreea Kaltenbrunner ist Postdoktorandin am Institut für Osteuropäische Geschichte der Universität Wien und APART-Stipendiatin der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Nationsbildung und Antisemitismus in Osteuropa. Ihre Studie „Für den Glauben, gegen den Staat. Der Altkalendarismus in Rumänien (1924-1936)“ ist 2021 im De Gruyter Oldenbourg Verlag erschienen.

Der moldauische EU-Kurs: zwischen Hoffnung und Skepsis

VON KIRSTEN SAXINGER

Vor dem Hintergrund von weiträumigen Kampfhandlungen stellte Kiew nur vier Tage nach Beginn des russischen Einmarsches einen Antrag auf EU-Mitgliedschaft. Nur wenige Tage später, am 3. März 2022, folgten die Republik Moldau und Georgien mit eigenen Beitrittsansuchen. Am 23. Juni 2022 beschloss der Europäische Rat, der Ukraine und der Republik Moldau den Status eines Bewerberlandes zuzuerkennen. Eine entsprechende Stellungnahme der EU-Kommission war bereits am 17. Juni erfolgt. Georgien wurde der Kandidatenstatus in Aussicht gestellt, nach Erfüllung einiger von der EU-Kommission genannter Kriterien.



Die moldauische Präsidentin Maia Sandu (Mitte) hat den Antrag für die EU-Aufnahme der Republik Moldau am 3. März 2022 gemeinsam mit dem Parlamentsvorsitzenden Igor Grosu und der Premierministerin Natalia Gavriluță (die am 10. Februar 2023 als Regierungschefin zurückgetreten ist) unterschrieben. Seit dem 24. Juni 2022 ist die Republik Moldau EU-Beitrittskandidatin.

Foto: www.presedinte.md

Der Status der Republik Moldau als EU-Beitrittskandidat

In der Moldau waren die Reaktionen auf die Entscheidung der EU unterschiedlich. Maia Sandu sprach von der Erreichung eines Ziels, auf das man seit vielen Jahren hingearbeitet und das die Mehrheit der Bevölkerung unterstützt habe. Der Kandidatenstatus gebe eine klare Richtung für die Entwicklung des Landes, Unterstützung auf dem gewählten Weg und „noch wichtiger, Hoffnung“. Es sei ein Erfolg aller Menschen im Land und ein weiterhin unterstützenswertes Vorhaben. Der angestrebte EU-Beitritt sei weder ihr persönliches Projekt noch das der Regierung oder des Parlaments – es sei „das Projekt unserer Generation“, dessen Erfolg auch von allen gemeinsam abhängen.

Andere waren weniger enthusiastisch. Die beiden ehemaligen Präsidenten Igor Dodon und Vladimir Voronin sahen in dem Schritt der EU einen Versuch des Westens, die strategische Partnerschaft der Republik Moldau mit Russland zu unterbinden, und wiesen darauf

hin, dass ungewiss sei, wie sich diese Entscheidung auf die Beziehungen zu Transnistrien – eine im Osten des Landes gelegene und an die Ukraine grenzende Region, die seit 1990 *de facto* nicht mehr unter der Kontrolle Chişinăus steht und von Russland unterstützt wird – auswirken werde. Igor Dodon nannte den angestrebten Beitritt eine „PR-Aktion“ der Regierung. Den Kandidatenstatus habe die Republik Moldau nur aus geopolitischen Erwägungen erhalten, die Folgen für das Land könnten jedoch tragisch sein. Durch die gemeinsam mit dem Westen betriebene russlandfeindliche Politik werde man nicht nur die guten Wirtschaftsbeziehungen zu den Partnern im Osten verlieren, sondern riskiere auch den Verlust Transnistriens und letztlich der eigenen Existenz als unabhängiger Staat, so Dodon Ende Juni in einem Kommentar auf seiner Facebookseite. Er glaube nicht, dass die Republik Moldau in den nächsten Jahren der EU beitreten werde – vielleicht auch nie. Bereits 2014 habe die damalige Regierung bei der Unterzeichnung des Assoziierungsabkommens mit der EU von einem historischen Tag gesprochen, aber es sei nie zu einem endgültigen Ergebnis gekommen. Die oppositionelle Partei der Sozialisten (PSRM), deren Vorsitzender Dodon bis zu seiner Wahl zum Präsidenten 2016 gewesen war, äußerte sich ähnlich und kritisierte zudem, dass zu dieser Frage keine Volksabstimmung abgehalten worden sei. Es sei undemokratisch, der gesamten Gesellschaft die Entwicklung in eine bestimmte Richtung aufzuzwingen, wenn es dafür nicht breite Unterstützung gebe. Umfragen zeigten jedoch, so die PSRM in einer auf ihrer Webseite veröffentlichten Mitteilung, dass die Bevölkerung in dieser Frage gespalten sei.

„Proeuropäischer Vektor“ und Korruption

Der Verweis auf 2014 war nicht neu. Unter der damaligen formell proeuropäischen Koalitionsregierung war es nur wenige Monate nach der Unterzeichnung des EU-Assoziierungsabkommens zum „Milliardendiebstahl“ gekommen, bei dem Ende November innerhalb weniger Tage – und kurz vor den Parlamentswahlen – rund eine Milliarde US-Dollar aus drei moldauischen Banken verschwanden. Der Diebstahl wurde bis heute nicht aufgeklärt und auch das Geld konnte nicht zurückerlangt werden. Die (nicht unberechtigte) Kritik, dass die EU zu lange vor der herrschenden Korruption die Augen verschlossen habe, hält sich bis heute, ebenso die damit verbundene Diskreditierung der europäischen Ausrichtung durch die prorussische Opposition, vor allem durch Igor Dodon und die PSRM. Zudem weisen politische Gegner der Regierung gerne darauf hin, dass Maia Sandu in der damaligen Regierung das Amt der Bildungsministerin innehatte

und rücken sie so in die Nähe jener Ereignisse. Nach dem Bankenskandal kam es zu mehreren Regierungswechseln innerhalb weniger Monate. Im Januar 2016 übernahm dann die Demokratische Partei (PDM) die Macht, die bis dahin immer Teil der proeuropäischen Koalitionsregierung gewesen war. An der systematischen Korruption änderte sich nichts, die EU war allerdings vorsichtiger geworden und verknüpfte weitere finanzielle Unterstützung mit der Forderung nach tatsächlichen Reformen. Es kam zu zahlreichen Parteiwechseln der Abgeordneten - die PDM, die 2014 mit 19 Mandaten in das Parlament eingezogen war, zählte am Ende der Legislaturperiode 40 Abgeordnete in ihren Reihen. Ein Versuch der PDM im Oktober 2018, die „europäische Ausrichtung“ der Republik Moldau per Verfassung festzulegen, scheiterte nach emotional geführten Parlamentsdebatten. Die proeuropäischen Oppositionsparteien (und vormaligen Koalitionspartner) – allen voran die Liberale Partei (PL), die auch für eine Vereinigung mit Rumänien eintrat – wollten ihre Zustimmung für diesen Schritt mit einer Änderung des Artikels 13 der Verfassung verknüpfen, wonach die Staatssprache nicht Moldauisch, sondern Rumänisch sei. Zudem, so ein Abgeordneter der ehemaligen Regierungspartei PLDM (die 2014 mit 23 Abgeordneten als stimmenstärkste Partei ins Parlament eingezogen war, von denen 2018 aber nur noch 5 in der Parlamentsfraktion verblieben waren), messe sich die europäische Ausrichtung des Landes nicht an einer Klausel in der Verfassung, sondern an der Umsetzung der Bestimmungen des Assoziierungsabkommens, wofür bisher keine Schritte unternommen worden seien. Die PSRM war bereits damals der Meinung, dass ein EU-Beitritt der Moldau in weiter Ferne sowie die Haltung der Bevölkerung zu dieser Frage sehr gespalten sei und das Thema mittels einer Volksabstimmung entschieden werden sollte.

Meinungsumfragen der letzten Jahre geben dieser Ansicht Recht: Zwischen April 2014 und Juni 2021 bewegte sich die Zustimmung zu einem EU-Beitritt tatsächlich stets um die 50 Prozent, mit einem Tiefstwert von 38 Prozent im Oktober 2016 und dem bislang höchsten Wert von 65,1 Prozent im Juni 2021 – also kurz vor den Parlamentswahlen, bei denen die PAS 63 Mandate und damit die absolute Mehrheit errang. Laut einer anderen Umfrage war diese Zustimmung bis April 2022 allerdings wieder gesunken: Danach gefragt, was man von dem kurz zuvor gestellten Ansuchen auf einen EU-Beitritt hielte, meinten 47 Prozent, dies sei ein guter Schritt für die Republik Moldau. Ebenso viele Befragte stimmten jedoch der Aussage zu, dass dies nur eine PR-Aktion gewesen sei, die keine konkreten Folgen haben werde. Bei einer Folgeumfrage im Juli 2022 war das Ergebnis ähnlich ausgewogen: Während 51 Prozent der Befragten für einen EU-Beitritt stimmen würden, wären 49 Prozent für einen Beitritt zur Eurasischen Zollunion.

Auch wenn man bei diesen Umfragen die Fehlerspanne und weitere Faktoren wie die unterschiedliche Gewichtung der Antworten je nach Altersgruppe

berücksichtigen muss, zeigen sie doch die tatsächlich vorhandene Ambivalenz der moldauischen Bevölkerung.

EU-Skepsis in Gagausien

Anders in Gagausien, einer autonomen Region im Süden der Republik Moldau mit rund 156.000 Einwohnern, von denen mehr als 80 Prozent ethnische Gagausen sind. Die Region wird von einem für vier Jahre gewählten Gouverneur (Baschkan) und einem regionalen Parlament (der gagausischen Volksversammlung) regiert, deren Befugnisse in einem eigenen Autonomiegesetz geregelt werden. Offizielle Amtssprachen sind Gagausisch (eine Turksprache), „Moldauisch“ (Rumänisch) und Russisch – *de facto* ist die am meisten verwendete Sprache jedoch Russisch.

Laut einer im Herbst 2021 erschienenen soziologischen Studie zu Gagausien und dem Bezirk Taraclia (einer Region im Süden der Republik Moldau mit mehrheitlich bulgarischer Bevölkerung) würde sich im Falle einer Volksabstimmung eine deutliche Mehrheit für einen Beitritt zur Eurasischen Zollunion aussprechen – bei einer direkten Wahl zwischen beiden Optionen läge in Gagausien die Entscheidung für die EU bei rund 6 Prozent, für die Eurasische Zollunion bei 35,5 Prozent. Das sei zwar eine Mehrheit, so die Autoren der Studie, aber doch deutlich geringer als eine Vergleichsstudie im Jahr 2015 ergeben habe.

Es ist aber gar nicht notwendig, sich nur an Studienergebnissen zu orientieren: Tatsächlich gab es in Gagausien bereits einmal eine Volksabstimmung über die Frage der künftigen außenpolitischen Ausrichtung. Im Februar 2014, also noch vor der Unterzeichnung des Assoziierungsabkommens – aber nachdem es im November 2013 paraphiert worden war – hatte die Regionalregierung



Ankunft in Gagausien, rund 130 Kilometer südlich von Chişinău.
Foto: Kirsten Saxinger

zwei Referenden abgehalten, in denen die Bevölkerung über ihre Präferenz für die Europäische Union oder die Eurasische Zollunion abstimmen konnte. Zudem gab es eine weitere Frage, bei der es um die Unabhängigkeit Gagausiens ging für den Fall, dass die Republik Moldau ihre Unabhängigkeit verliere (wie etwa bei einer Vereinigung mit Rumänien oder, je nach Interpretation, auch im Fall eines EU-Beitritts). Damals hatten sich 98,4 Prozent für engere Beziehungen mit der Zollunion ausgesprochen. Noch größer (fast 99 Prozent) war die Zustimmung für Gagausiens Recht auf Unabhängigkeit. Die Abstimmung war von Chişinău als illegal angesehen worden, hatte aber mit rund 70 Prozent eine hohe Wahlbeteiligung. Die PSRM unter Igor Dodon hatte das Referendum unterstützt und das Ergebnis begrüßt.



Wahlplakate im Herbst 2014 spiegeln die Stimmung im Land wider: Der moldauische Weg nach Europa zwischen Sowjetsymbolik. Foto: Kirsten Saxinger

Im Sommer 2022 äußerte sich das gagausische Parlament nicht sofort zum neuen Status der Moldau als EU-Beitrittskandidat, veröffentlichte aber Anfang Juli auf seiner Webseite eine Erklärung, auf die man sich nach einer Debatte in der Volksversammlung geeinigt hatte. Darin wurden mangelnde Transparenz und eine fehlende Einbeziehung der gagausischen Bevölkerung und Behörden festgestellt. Man erinnerte Chişinău an die Abstimmung aus dem Jahr 2014 und die darin zum Ausdruck gebrachte Meinung der gagausischen Bevölkerung hinsichtlich einer künftigen außenpolitischen Ausrichtung und warf der Regierung in Chişinău vor, getroffene Vereinbarungen über eine Stärkung der gagausischen Autonomie nicht einzuhalten. Gleichzeitig habe die Regierung nunmehr die historische Chance – so die Erklärung weiter –, ihre Absichten bei der Umsetzung europäischer rechtlicher Werte unter Beweis zu stellen und die Umsetzung politischer und wirtschaftlicher Befugnisse der autonomen Region sicherzustellen, einschließlich einer garantierten politischen Vertretung im Parlament und der Erhebung des Autonomiegesetzes in den Verfassungsrang – zwei schon lange geäußerte Forderungen, die bislang in Chişinău keine Mehrheit gefunden hatten. Andernfalls werde die gagausische Bevölkerung weiterhin „skeptisch“ in Bezug auf die europäische Zukunft des Landes bleiben. Die Volksversammlung würde sich dazu veranlasst sehen, sich an die EU und befreundete Länder zu wenden, um Hilfe bei der Umsetzung ihrer Anliegen zu bekommen.

Diese Erklärung hinterlässt einen ambivalenten Eindruck. Einerseits wird zum Ausdruck gebracht, dass man trotz anhaltender Skepsis den Schritt Richtung EU

prinzipiell akzeptiert, andererseits wird die Zustimmung mit der Erfüllung politischer Forderungen verknüpft. Zudem ist das Verhältnis zwischen Chişinău und Comrat weiterhin angespannt. Aufgrund steigender Preise für Lebensmittel, Benzin und Diesel kam es in Gagausien den Sommer über immer wieder zu Protesten gegen die Regierung und Maia Sandu und auch zu der Forderung nach einem Dialog mit Russland, um bessere Preise für Benzin und Gas auszuhandeln. Die Forderung wiederholte sich bei einem Besuch Sandus in Gagausien im September 2022 während eines Treffens mit Abgeordneten der Volksversammlung, auf dem es zeitweise turbulent zuging. Ihre klaren Worte gegen den Krieg in der Ukraine fanden wenig Zustimmung, einige Abgeordnete sahen diese Haltung als unvereinbar mit der Neutralität der Republik Moldau.

Der Ukraine-Krieg und die Folgen

Die Führung in Chişinău hatte zu den Ereignissen in der Ukraine von Anfang an eindeutig Stellung bezogen und den russischen Einmarsch verurteilt. Schon zuvor hatte sich das Verhältnis zwischen den beiden Ländern gewandelt. Anders als Igor Dodon, der die Ukraine während seiner Amtszeit als Präsident nie besucht hatte, war Maia Sandu bereits kurz nach ihrer Vereidigung nach Kiew gereist, und im Sommer 2021 hatten die beiden Länder gemeinsam mit Georgien eine engere Zusammenarbeit im Hinblick auf die EU-Integration vereinbart. Seit Beginn des Krieges im Februar hat die UNHCR fast 727.000 Grenzübertritte aus der Ukraine in die Moldau registriert, knapp 100.000 Menschen sind im Land geblieben (mit Stand 23. Dezember 2022). Nicht nur die hohe Zahl an Geflüchteten ist eine Herausforderung. Im Oktober 2022 verzeichnete die moldauische Nationalbank eine jährliche Inflationsrate von 34,6 Prozent, bis Dezember 2022 war sie leicht gesunken und lag bei 30,24 Prozent. Dazu kommen gekürzte Gaslieferungen, hohe Energiepreise und Stromausfälle, da die Stromleitungen der Moldau und der Ukraine noch aus sowjetischen Zeiten miteinander verbunden sind und bei Angriffen auf das Energieversorgungsnetz im Nachbarland auch die Stromversorgung in der Moldau betroffen ist. Die Regierung sucht Hilfe im Westen, während Kritiker ihr vorwerfen, nicht in nationalem Interesse zu handeln und stattdessen Verhandlungen mit Russland über leistbare Gaslieferungen fordern. Dazwischen versucht die Bevölkerung, durch den Winter zu kommen. Man sei bereit, jeden politischen Preis zu bezahlen, um den Beitritt Wirklichkeit werden zu lassen, hatte Präsidentin Sandu im vergangenen Juni gesagt, als sie die Entscheidung über den Kandidatenstatus der Moldau bekanntgab. Es bleibt zu hoffen, dass es dazu nicht kommen wird.

Dr. Kirsten Saxinger, Kultur- und Sozialanthropologin, ist Absolventin des Europäischen Masterprogramms für Menschenrechte und Demokratisierung. Von 2017 bis 2019 war sie als Research Officer an der Österreichischen Botschaft und als internationale Wahlbeobachterin in Chişinău tätig. Sie lebt und arbeitet in Wien, Österreich.

Neue Perspektiven auf Sprache

VON KATHRIN SCHÖBERL

Mehrsprachigkeit ist durch mein zweisprachiges Aufwachsen (Deutsch, Rumänisch) immer ein Teil meines Lebens gewesen. Hinzu kam während meines Philologie-Studiums die wissenschaftliche Beschäftigung mit individuellem Bilingualismus, aber auch mit gesellschaftlicher und struktureller Mehrsprachigkeit. Konnotiert waren diese Erfahrungen und Diskurse zumeist, ganz nach dem Credo meiner Generation ‚Diversität als Gewinn‘, positiv: Mehrsprachigkeit als nützliche und gewinnbringende Ressource auf individueller sowie gesellschaftlicher Ebene. Mehr Chancen, mehr Verständigung, mehr Austausch.

Mit einer Handvoll linguistischem Vorwissen und mit der Gewissheit, sprachlich in der Moldau gut zurechtzukommen, mich dahingehend also nicht aus meiner Komfortzone bewegen zu müssen, trat ich im August 2021 meine DAAD-Sprachassistentenz an der Staatlichen Pädagogischen Ion Creangă-Universität in Chişinău an; nicht ahnend, wie unmittelbar ich Sprache dort neu kennenlernen würde. Im Folgenden möchte ich meine persönlichen neuen Perspektiven auf Sprache und ihre Verwendung erläutern, ohne dabei den Anspruch auf eine vollständige, linguistische Darstellung zu erheben, jedoch auch nicht ganz ohne auf das Potential der Situation der Republik Moldau für die Disziplin der Linguistik hinzuweisen.

Mehrsprachigkeit in moldauischen Bildungseinrichtungen

Kaum angekommen, begann bereits das Wintersemester des neuen akademischen Jahres und ich sollte meine erste Stunde im Phonologie-Kurs des ersten Jahrgangs (Lehramt Deutsch, Englisch) halten. Den kurzen Hinweis, dass es sich bei der Gruppe um russischsprachige Studierende handele, tat ich mit einem innerlichen, etwas verwirrten Schulterzucken ab. Was sollte denn das auch heißen? Die Wiedereinführung des Rumänischen als Staatssprache liegt über 30 Jahre zurück; der Großteil der Bildungseinrichtungen funktioniert auf Rumänisch; selbst in anderssprachigen Schulen gibt es verpflichtenden Rumänisch-Unterricht. Wieso wurde ausdrücklich darauf hingewiesen, dass ich russischsprachige Studierende unterrichten würde, wenn ich doch mit Rumänisch und Deutsch gut zurechtkommen sollte? Dass die Gemengelage aber nicht so simpel beschrieben werden kann, wurde mir spätestens bei dem Anblick 15 äußerst irritierter Gesichter klar. Meine Vorstellung auf Rumänisch wurde mit unsicherem Kichern quittiert, meine ersten deutschen Beispielsätze mit Ungläubigkeit. Schnell wurde deutlich, dass uns nur die Mischung aus allen drei Sprachen (Deutsch, Rumänisch, Russisch; von den jeweiligen Beteiligten unterschiedlich

gebrochen gesprochen) mit tatkräftiger Unterstützung unserer Mimik und Gestik weiterhelfen würde.

Und so wurde mir auch klar, dass die Studierenden unserer Fakultät tatsächlich unterteilt waren in rumänisch- und russischsprachige Gruppen. Prinzipiell hatten, vor allem in den höheren Jahrgängen, alle Kenntnisse in beiden Sprachen, selbst wenn sich diese in Einzelfällen nur auf Rudimentäres beschränkte. Ungeachtet dessen wurde diese Zweisprachigkeit nicht genutzt und nicht einmal im Ansatz so gehandhabt wie ich es von fremdsprachendidaktischen Theorien her kannte. Selbst bei den Studiengängen, die beides vereinen, nämlich Fremdsprachen und Didaktik, wurde ganzheitliches, kontrastives Lernen mit Rückgriff auf das Vorwissen möglichst aller bereits erworbener Sprachen nicht gefördert, sondern durch diese Aufteilung der Lernenden und der damit einhergehenden Fokussierung auf eine bestimmte L1 im Grunde sogar eher verhindert. Erstmalig für die konkrete Sprachsituation sensibilisiert und mit dahingehendem erwachtem Interesse versuchte ich, die sprachliche Situation im Leben der Chişinăuer und Chişinăuerinnen besser zu verstehen.

Ambiguität des Stellenwerts der Sprache in der Moldau

Es ist, selbst wenn man ausschließlich in Deutschland verkehrt, ein Leichtes zu erkennen, dass Sprache der



Das Hauptgebäude der Staatlichen Pädagogischen Ion Creangă-Universität Chişinău, an der seit 25 Jahren das DAAD-Lektorat Moldau angesiedelt ist. Foto: UPSC

persönlichen und sozialen Identifikation dient. Einmal eine Diskussion in Oberbayern über Dialekte geführt, weiß man, welchen Wert Sprache in ihren Möglichkeiten zu Varietät und Idiomen für viele Menschen in sich birgt. Nichtsdestotrotz war ich überrascht, wie sehr Sprache mit dem Selbstverständnis, der politischen Gesinnung und dem nationalen Geschichtsbewusstsein in der Moldau verbunden ist. Ich habe Menschen kennengelernt, die sich bewusst dazu entschieden haben, eine ganz bestimmte Sprache in ihrem Alltag zu verwenden, obwohl im eigenen Elternhaus beziehungsweise Umfeld viel-



Zweisprachiges Straßenschild im Zentrum von Kischinau/Chişinău.
Foto: Josef Sallanz

leicht vorrangig etwas Anderes gesprochen wird oder vielleicht auch gerade, weil im Elternhaus eine andere Sprache verwendet wird – in Abgrenzung zu der politischen Einstellung der Familie. Wie oft habe ich nicht die Äußerung gehört: „Der/die spricht mit dir nicht auf Rumänisch, weil er/sie nicht will“. Die Spaltung der moldauischen Gesellschaft aufgrund der langjährigen Abwertung des „Moldauischen“, der unsteten Sprachpolitik und der Etablierung des Rumänischen als Staatssprache wurde mir im alltäglichen Leben deutlich, bevor ich mich überhaupt dazu belesen konnte. Noch ausgeprägter wurde die direkte Verbindung von Sprachverwendung und politischer Gesinnung nach dem 24. Februar 2022. Neben allen weiteren schrecklichen Konsequenzen, die der Kriegsausbruch im Nachbarland Ukraine nach sich zog und zieht, hatte er ebenfalls Folgen für die Sprachverwendung in der Moldau. Dies reichte von ethisch-moralischen Diskursen über die Verwendung der russischen Sprache bis hin zu konkreten Vernachlässigungsstrategien des Russischen beispielsweise in Form von reduziertem Sprachunterricht in Schulen.

Menschen in der Moldau identifizieren sich meinem Eindruck nach also recht stark über ihre Sprache beziehungsweise nutzen ihre Sprache als Ausdruck ihrer Einstellungen und ihrer Zugehörigkeit, ohne so direkt über diese sprechen zu müssen.

Die andere Seite der Medaille ist hingegen die intensive Verwendung der moldauischen Varietät, also eines Rumänischen mit starkem russischem Einfluss bis hin zu einem sequentiellen Springen zwischen beiden Sprachen.

Mühe los wechselt der Großteil der Bewohner und Bewohnerinnen Chişinău zwischen beiden Sprachen. Oft bemerkten meine Gesprächspartner erst bei mir bereits förmlich ins Gesicht geschriebenen Fragezeichen, dass sie wohl doch ein größeres Maß an Russizismen eingebaut hatten, als es für meine Fremdsprachenkompetenz im Russischen gut war. Moldauischen Bekannten fiel es häufiger schwer, nur im Rumänischen zu bleiben, weil sie es gewohnt waren, auf das Russische ausweichen zu können, wenn ihnen mal ein Wort nicht gleich einfiel oder es für das, was sie ausdrücken wollten, gar keinen treffenden Ausdruck im Rumänischen gab. Besonders spannend und einer genaueren Untersuchung wert erscheint es mir auch, dass dies vorrangig in bestimmten Bereichen (Wirtschaft, Technik, Verwaltung, etc.) passiert. Naheliegender wäre hier die Annahme, dass die forcierte Implementierung des Russischen zu Zeiten der Sowjetunion an dieser Stelle noch bis heute nachwirkt.

Sprache ist also – mancher würde sagen, dass dies selbstverständlich so ist – auch in der Moldau einem gewissen Pragmatismus unterworfen und Mittel zum Zweck. Im Alltag will man schließlich möglichst ohne Hindernisse in der Kommunikation miteinander zurechtkommen. So wick auch die angedeutete Tabuisierung des Russischen dem unmittelbaren Zweck, ukrainischen Geflüchteten zu helfen. Wenn Russisch nun einmal die Sprache ist, mithilfe derer man sich untereinander verständigen kann, dann wird Sprache in erster Linie als Werkzeug verwendet, um gemeinsam zum Ziel zu kommen. In dieser Konsequenz war bei einigen Hilfsinitiativen die Voraussetzung für bestimmte Aufgaben unter anderem die Kenntnis des Russischen, und so leisteten meinem Eindruck nach auch verstärkt jene Studierenden Hilfe, deren stärkere Sprache das Russische ist.

Linguistische Hoffnung

Es koexistieren folglich verschiedene epilinguistische Diskurse rund um die Sprache in der Moldau, die in der Wissenschaft auch verhandelt werden, die jedoch, und das ist die Besonderheit, die mir so eindrücklich in Erinnerung geblieben ist, auch unmittelbar im alltäglichen Leben spürbar sind. Welchen Wert misst man der eigenen Sprache bei? In welchem Ausmaß und mit welchem Nachdruck orientiert man sich an der vorgegebenen Staatssprache? Wo wird der Nutzen einer mehrsprachigen Gesellschaft gesehen?

Die sprachliche Situation in der Moldau hatte keine Möglichkeit sich „natürlich“ zu entwickeln, weil sie ständig (sprach-)politischen und häufig wechselnden Entscheidungen unterworfen war. Prozesse also, die zumeist nicht aus dem Inneren der Gesellschaft ausgelöst, sondern von außen und oben aufgezwungen wurden. Vielleicht ist die Thematik rund um die Sprache, besonders um das Glottonym (*Rumänisch* vs. *Moldauisch*), gerade deshalb so ausgeprägt und emotional aufgeladen. An dieser Stelle soll nicht unerwähnt bleiben, dass die oben bereits angesprochene Wiedereinführung der lateinischen Schrift und des Rumänischen als Nationalsprache in der

Moldauischen Sozialistischen Sowjetrepublik am 31. August 1989 auf die Forderungen einer der größten Demonstrationen in der Geschichte dieses bis dahin durch öffentliche Proteste kaum auffälligen Landes am 27. August folgte.

„Sprachkonflikte sind immer der Ausdruck oder der Auslöser anderer, politischer und sozialer Konflikte und können daher nicht einfach als kulturelle Erscheinungen abgetan werden, die man den dafür Zuständigen überlassen darf“, so schreibt Klaus Bochmann 2012 in seinem Beitrag zur Staatssprache in dem Handbuch zur Republik Moldau.

Nicht nur dass ich dieser Aussage völlig zustimmen würde, nach einem Jahr Leben in der Moldau würde ich sogar soweit gehen zu sagen, dass dort besonders viel anhand des Sprachkonfliktes ersichtlich ist und entsprechend gelesen werden kann. An diesem Punkt kann meiner Meinung nach die Linguistik besonders gewinnbringend ansetzen. Zumindest mein Forschungsinteresse ist geweckt worden: Worin unterscheidet sich das „Moldauische“ vom Rumänischen? Wie entwickelt sich die moldauische Varietät? Wie wird sich die weitere Ausbildung eines nationalen Identitätsbewusstseins auf die Sprachsituation auswirken? Wie betrachten die Heranwachsenden im Vergleich mit dem noch in der Moldauischen Sozialistischen Sowjetrepublik aufgewachsenem Bevölkerungsteil die sprachliche Situation? Welche langfristigen Folgen haben die Handlungen Russlands auf die Sprachenlandschaft der Moldau?

Mit der Unterüberschrift „Linguistische Hoffnung“ wollte ich jedoch nicht nur auf die vielversprechenden Untersuchungsmöglichkeiten der Linguistik hinweisen, sondern auch auf die Hoffnung, dass die sprachliche Situation in der Moldau eine positivere Bewertung erfährt und nicht nur als spaltendes Phänomen angesehen wird. Schlagen wir also den Bogen zurück zu dem Nutzen der Mehrsprachigkeit, nicht zuletzt in einem Lernumfeld: Ein Positivbeispiel ist das Gymnasium, das wir im Rahmen der Sommerschule 2022 des Moldova-Instituts Leipzig in Tvardița besucht haben. Die Sommerschule lief dieses Jahr unter dem großen Thema der „Ethnischen Minderheiten im östlichen Europa“. Wir hatten die Gelegenheit, etwas über den Umgang der bulgarischen Minderheit mit der Mehrsprachigkeit, auch in Bildungseinrichtungen, zu erfahren. Von allen besuchten Minderheiten scheint es der bulgarischen am besten gelungen zu sein, ihre eigene Sprache zu bewahren und ein

Mehrsprachigkeit förderndes Lernumfeld zu gestalten. Die Kinder, die das Gymnasium in Tvardița besuchen, bekommen in vier Sprachen eine gute Ausbildung: Russisch, Bulgarisch, Rumänisch, Englisch. Mitunter profitieren sie deshalb von der Möglichkeit, einen Teil oder ihre gesamte weiterführende Ausbildung im EU-Land Bulgarien absolvieren zu können. Um kein unrealistisches Bild zu zeichnen, soll aber an dieser Stelle gesagt werden, dass auch in der Moldau, wie an so vielen Stellen, das Verschwinden der Minderheitensprachen befürchtet werden muss. Auch befördert der Erwerb (west-)europäischer Sprachen häufig die Migration junger Erwachsener – ein weiteres, ernstzunehmendes Problem in der Republik Moldau.

Dennoch: Die Hoffnung besteht, dass Mehrsprachigkeit auch in der Moldau zunehmend als Gewinn betrachtet wird. Hierzu könnte die Linguistik einen nicht unwesentlichen Teil beitragen und mit Sicherheit viele Erkenntnisse in eigener Sache erwerben.

Ich für meinen Teil habe aus meiner Zeit als Sprachassistentin zumindest einige neue Perspektiven auf Sprache mitgenommen und merke nun, zurück im Studium in Deutschland, wie sehr meine Beobachtungen und Erfahrungen auch meine eigene Sprachverwendung beeinflussen.



„Limba Noastră“ (Unsere Sprache), inzwischen vermehrt „Limba Noastră cea Română“ (Unsere Sprache, die rumänische) genannt, ist ein staatlicher Feiertag in der Republik Moldau, der seit 1990 am 31. August gefeiert wird. Er erinnert an den 31. August 1989, an dem der Oberste Sowjet (Parlament) der Moldauischen Sozialistischen Sowjetrepublik Rumänisch zur Amtssprache erklärte und die Rückkehr zum lateinischen Alphabet beschloss. Auf dem Foto wird vor dem Triumphbogen (eigentlich Heiliger Bogen, rum. Porțile Sfinte) im Zentrum von Chișinău gefeiert.
Quelle: <https://orheiv.md/programul-evenimentelor-de-ziua-limbii-noastre>

Kathrin Schöberl studierte im Bachelor Deutsche Philologie sowie Deutsch als Fremdsprache an der Universität Regensburg. Im akademischen Jahr 2021/22 war sie als Sprachassistentin des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) an der Staatlichen Pädagogischen Ion Creangă-Universität Chișinău tätig. Seit Oktober 2022 ist sie im Masterstudium Linguistik an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn immatrikuliert.

Germanistik im Zeitenwandel der Geschichte

VON ELLEN TICHY

Die deutsche Sprache hat in Rumänien schon immer eine wichtige Rolle gespielt, davon zeugt die Geschichte der Ansiedlung der Siebenbürger Sachsen vor mehr als 800 Jahren auf dem heutigen Territorium Rumäniens, die die Kultur und Bildung der Region über Jahrhunderte mitgeprägt haben.

Die Schulbildung in deutscher Sprache ist bis heute eine der größten Errungenschaften, die von der Mehrheitsgesellschaft wie auch von den Minderheiten geschätzt wird. Eine besondere Rolle hat dabei immer auch die Ausbildung von Germanisten an den Universitäten des Landes eingenommen. Während früher nach traditionell humboldtscher Prägung die Bildungsinhalte fast ausschließlich auf Literatur- oder Sprachwissenschaft ausgerichtet waren, orientiert sich die Ausbildung von Germanisten heute an den Erfordernissen eines polyvalenten Arbeitsmarktes. Nicht mehr nur die Tätigkeit als Lehrkraft, in Verlagen oder als Wissenschaftler stehen im Mittelpunkt der Absolventen germanistischer Studiengänge, heute arbeiten Germanisten in der Schule, der Wirtschaft, der Politik, im Tourismus etc.



Das Hauptgebäude der Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg (Universitatea „Babeş-Bolyai“ din Cluj-Napoca). Foto: Alexandru Rap

Im Folgenden sollen die Entwicklungslinien der Curricula germanistischer Studiengänge in Rumänien, beginnend mit der Nachkriegszeit, unter den jeweiligen zeitgeschichtlichen Einflüssen nachgezeichnet werden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war es zunächst undenkbar, dass es wieder Deutschunterricht in den Schulen, geschweige denn deutsche Schulen in Rumänien geben sollte. Deutsch als die Sprache des Feindes wurde abgelöst durch Russisch und zur verpflichtenden Fremdsprache an Schulen und Universitäten erhoben. Aber es kam anders; die deutschen Schulen konnten sich

behaupten und einige Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, im Jahre 1956 wurden die westlichen Sprachen wieder eingeführt und nach und nach die Germanistiklehrstühle im Land erneut aktiviert. Zu diesen gehörten die fünf großen Universitäten mit ihren Germanistikabteilungen in Klausenburg/Cluj, Jassy/Iaşi und Temeswar/Timişoara. Die Universität in Bukarest hatte ohnehin weiterhin bestanden, die in Hermannstadt/Sibiu wurde erst 1969 gegründet.

Als Kuriosum sei dennoch gesagt, dass die Schulen mit deutscher Unterrichtssprache auch in den entlegensten Ortschaften und auch in der schwierigsten Epoche beibehalten wurden.

Die weitestgehende Abschottung gegenüber dem Westen in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, insbesondere der Mangel an Fachliteratur aus der Bundesrepublik aber auch der DDR und der Mangel an wissenschaftlichem Austausch, führte zunehmend auf das zurück, was die Germanistik von den frühen Anfängen schwerpunktmäßig einmal war: die Rückbesinnung auf die Wurzeln der eigenen kulturellen Traditionen der Siebenbürger

Sachsen und der Banater Schwaben im eigenen Land, auf ihre Kultur und die Literaturproduktion der Einheimischen in deutscher Sprache. So konzentrierte sich ihr Schaffen auf eine Inlandsgermanistik, was sie als „bodenständige Germanistik“ auch immer war.

Die politische Wende 1989 beschreibt eine Zeitenwende von unvorstellbarem Ausmaß. Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus im Winter 1989 verließen innerhalb von sechs Monaten mehr als 100.000 Angehörige der deutschen Minderheit Rumänien. Damit war endgültig die wichtigste Zielgruppe der potenziellen Germanistikstudierenden weggebrochen. Diese Bewegung kam einem Exodus gleich.

Die Germanistik an den fünf großen Universitäten wurde in den Folgejahren der Wende (Bukarest, Klausenburg, Jassy, Temeswar und Hermannstadt) wieder in ihrer in den 1970er-Jahren etablierten Struktur legitimiert.

Mit der Dezentralisierung der Verwaltung der Universitäten nach der politischen Wende erlangten diese ihre Autonomie zurück; so lag die wissenschaftliche Selbstverwaltung wieder in den Händen der Universitäten, Lehrpläne und Prüfungsthemen konnten wieder selbst bestimmt werden. Dies galt auch für den Auf- und Ausbau der Philologien selbst. 1990 wurde die Gesellschaft der Germanisten Rumäniens (GGR) gegründet. 1992 publizierte die Gesellschaft der Germanistik Rumäniens

das erste Heft der „Zeitschrift der Germanisten Rumäniens“ (ZGR). Die Germanistik, wie auch andere westliche Fremdsprachen (allen voran Englisch) erlebten einen außerordentlichen Aufschwung.



Die Alexandru Ioan Cuza-Universität Jassy (Universitatea „Alexandru Ioan Cuza“ din Iași) wurde am 26. Oktober 1860 eröffnet. Foto: Argenna / CC BY-SA 3.0

Bisher waren die Curricula der germanistischen Institute fast ausschließlich an einer Inlandsgermanistik ausgerichtet; die Studierenden waren mehrheitlich Angehörige der deutschen Minderheit oder Absolventen der deutschsprachigen Lyzeen. Sie kamen mit hervorragenden Deutschkenntnissen an die Universitäten; es war daher absolut nicht notwendig, Sprachunterricht anzubieten. Aus ihren Familien waren die Studentinnen und Studenten mit der deutschen Sprache und Kultur vertraut. Dies änderte sich in den Folgejahren. Die Abwanderung der deutschen Minderheit hielt an; nach der Volkszählung im Jahre 2002 waren es weniger als 60.000, 2011 bekannten sich sogar weniger als 40.000 Personen zur deutschen Minderheit.

Das erste Mal in der Geschichte der Germanistik in Rumänien waren die Lehrstühle mit Studienanfängern konfrontiert, deren Deutschkenntnisse für die Erfordernisse eines Studiums nicht ausreichten.

2004 wurde die Bologna Reform verabschiedet und 2005 in die Praxis umgesetzt. Sie führte zu einer Stufung in die Abschlüsse Bachelor (drei Jahre), Master (zwei Jahre) sowie Promotion (drei Jahre), verbindlich für alle Hochschulen in Rumänien. Diese Modularisierung des Curriculums war ein weiterer entscheidender Eingriff in das bisherige Studiensystem an den germanistischen Lehrstühlen. Zu den wichtigsten Zielen der Bologna Reform gehörten die Vergleichbarkeit von Studienstrukturen, die Modularisierung von Studieninhalten, die Schaffung von mehr Transparenz und die Verbesserung der Mobilität

von Studierenden und Hochschulangehörigen. Einerseits werden diese Ziele positiv bewertet, andererseits sind diese Umstrukturierungen mit großen Schwierigkeiten verbunden. Die Curricula von Lizenzstudiengängen mit einer durchschnittlichen Dauer von vier teils auch fünf Jahren sollten in die neuen Studienstrukturen überführt werden. Die Vorgaben von Praxis- und Arbeitsmarktorientierung einerseits und der Wunsch, traditionelle Kerndisziplinen nicht aufgeben zu wollen andererseits, führten fast immer zu einer Überfrachtung der Curricula, die genau das Gegenteil dessen bewirkten, was mit der Bologna-Erklärung gefordert wurde – eine Verschulung des Studiums.

Zunehmend entstehen sogenannte berufsorientierte Studiengänge, die sich an den Ansprüchen des Arbeitsmarktes orientieren und die Employabilität der Studierenden steigern. 2005 wird der Studiengang „Angewandte Fremdsprachen“ an mehreren Universitäten Rumäniens in das Studienangebot aufgenommen. Er bedient die Nachfrage nach einer berufsorientierten Ausbildung in den Berufsfeldern Wirtschaft, Tourismus, aber auch

Übersetzen und Dolmetschen und ist als Reaktion auf den bereits eklatanten Rückgang der Nachfrage nach einer klassischen germanistischen Philologie zu verstehen.

Nicht selten sind eben diese Studienprogramme an germanistischen Lehrstühlen wesentlich häufiger nachgefragt; sie fangen den Rückgang der Immatrikulationen in der „konservativen“ Germanistik auf und sichern die Existenz so mancher Lehrstühle.



Das neoklassizistische Hauptgebäude der Universität Bukarest (Universitatea din București). Foto: Viosan / CC BY-SA 3.0

Noch erfolgreicher sind Studienprogramme in deutscher Sprache jenseits der Germanistik. Die Zahl der Absolventen deutschsprachiger Lyzeen in Rumänien steigt kontinuierlich, allerdings entscheidet sich die



Das Hauptgebäude der West-Universität Temeswar (Universitatea de Vest din Timișoara) wurde 1964 nach einem Projekt des Architekten Hans Fackelmann fertiggestellt. Das Mosaik an der Fassade stellt den Schriftsteller Mihai Eminescu und den Revolutionär und Historiker Mihai Bălcescu dar; es wurde angefertigt von dem Porträt- und Wandmaler Stefan Szönyi.
Foto: Marius Tocan

Mehrheit der Abiturienten nicht für ein Studium der Germanistik, sondern für berufsorientierte natur- und ingenieurwissenschaftliche sowie wirtschaftswissenschaftliche Studiengänge in deutscher Sprache. Allein in Rumänien existieren mehr als 80 deutschsprachige Studiengänge.

Federführend sind Fakultäten in Klausenburg, Bukarest und Temeswar. An einigen dieser Universitäten können Studierende zudem ein Doppeldiplom erwerben; sowohl einen deutschen als auch einen rumänischen Abschluss.

Die Bachelorstudiengängen werden nicht grundsätzlich von allen Germanisten befürwortet, weil, so die Kritiker, vom traditionellen philologischen Kern der Curricula viel verloren geht. Dennoch wird der Bologna-Prozess auch als willkommene Gelegenheit zum Überdenken der Fachinhalte und Fachkonzepte der Germanistik begrüßt, als Chance, Mindeststandards und ortsspezifische Profilierung durch Analysen von Schwerpunkten, Stärken und Schwächen zu überdenken.

2007 tritt Rumänien der Europäischen Union bei; damit öffnet sich sowohl bildungspolitisch als auch wirtschaftlich ein Markt ohne Beschränkungen: für die verstärkte Ansiedlung internationaler Unternehmen in Rumänien und für Studienmöglichkeiten im Ausland für die Absolventen deutschsprachiger Lyzeen. Die Zahl der aus dem deutschsprachigen Ausland stammenden Unternehmen steigt weiter an und bietet Absolventen deutschsprachiger Studiengänge nun vermehrt im eigenen Land lukrative Arbeitsplätze.

Germanistische Studiengänge in der zweiten Dekade des neuen Jahrtausends sehen sich zunehmend

existentiellen Herausforderungen gegenüber. Diese sind insbesondere die weiterhin sinkenden Deutschkenntnisse von Studienbewerbern und die daraus resultierenden curricularen Einschränkungen sowie die Reduzierung der Studieninhalte, die einen erheblichen Einfluss auf die Profile germanistischer Institute haben. Das Selbstverständnis einer philologisch ausgerichteten Germanistik bleibt unvermindert Ziel, andererseits muss die Berufsorientierung der Absolventen berücksichtigt werden. Wenn wir schauen, wo wir Absolventen der Germanistik heute auf dem Arbeitsmarkt finden, ist es ein derart großes Spektrum von Berufen, dass man kaum eine spezifische Formulierung finden können wird.

Der Erhalt der klassischen Germanistik ist ein Anliegen, das von vielen germanistischen Instituten getragen wird. Nicht selten wird jedes curriculare Zugeständnis, welches der Sicherung der Employability der Absolventen dienen soll, als Preisgabe des tradierten Selbstverständnisses der Germanistik wahrgenommen.

Traditionelle Germanistik oder interdisziplinäre Polyvalenz – in diesem Spannungsfeld agiert die Mehrzahl germanistischer Institute in Ost-, Mittel- und Südosteuropa heute.



Das Gebäude der Fakultät für Literatur und Kunst der Lucian Blaga-Universität Hermannstadt (Universitatea „Lucian Blaga“ din Sibiu).
Foto: Aisano / CC BY-SA 3.0

Dr. habil. Ellen Tichy (TU Berlin, Fachgebiet Deutsch als Fremd- und Fachsprache) war von 2011 bis 2017 DAAD-Lektorin an der Lucian Blaga-Universität Hermannstadt. Dort ist sie heute noch als Lehrbeauftragte tätig. In der Reihe „Deutsche Sprache und Kultur in Mittel-, Ost- und Südosteuropa“ des Peter Lang Verlags erschien 2022 von ihr die Studie „Profile der Germanistik in Mitteleuropa – Transformationsprozesse und Perspektiven“.

Kirche im Kommunismus

VON HANNELORE BAIER

Die Zugehörigkeit zur Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien (EKR) war eines der Identitätsmerkmale der Siebenbürger Sachsen. Die am Ende des 19. Jahrhunderts zur Volkskirche gewandelte religiöse Institution und ihre herkömmlichen Organisationsstrukturen trugen zur Sicherung der Gemeinschaft bei: Mädchen und Jungen traten nach der Konfirmation in Schwester- und Bruderschaften ein, denen sie bis zur Heirat angehörten, wonach sie den Nachbarschaften beitraten. Diese Strukturen gewährten Hilfe und Halt. In den Jahren von der Waffenumkehr Rumäniens am 23. August 1944 bis zur alleinigen Machtübernahme der Rumänischen Kommunistischen Partei (RKP) und dem Beginn der kommunistischen Umgestaltung des Landes nach sowjetischem Modell im Jahr 1948 waren die EKR als kirchliche Einrichtung und Bischof Friedrich Müller (1884-1969) als Sprecher der deutschen Minderheit anerkannt. In den ersten Nachkriegsjahren, in denen die Rumäniendeutschen pauschal als Mitschuldige am Krieg diskriminiert wurden, versuchte der Bischof einerseits die Gemeinschaft aufzurichten und Maßnahmen zur Notlinderung vorzunehmen, andererseits wies er in Denkschriften und Vorsprachen bei den Regierenden auf Übergriffe hin und versuchte, eine Verbesserung der Lage herbeizuführen. Im Zuge des 1948 einsetzenden Transformationsprozesses der Gesellschaft sollte die EKR, wie auch die anderen vom kommunistischen Staat anerkannten Glaubensgemeinschaften (d. h. jene, die ihre Geschäftsordnungen den Bestimmungen des kommunistischen Staates angepasst hatten), gleichgeschaltet werden: Sie durfte ihre Eigenheit als Kultus behalten, sollte ihr Wirken jedoch den von der RKP erteilten Richtlinien unterordnen. Die EKR stand ab nun als Institution mit ideologisch entgegengesetzter Grundlage zu dem von der herrschenden RKP verkündeten Atheismus im Widerspruch und wegen der deutschen Verkündigungssprache sowie als Einrichtung eines Teils der deutschen Minderheit unter der besonderen Beobachtung der Machthaber. Sowohl Bischof Müller als auch die anderen Kultusoberhäupter versuchten die Einmischung des kommunistischen Staates und dessen Einwirkung auf die Kirche möglichst fernzuhalten. Die RKP verfügte jedoch über die Instrumente, um ihre Vorhaben durchsetzen zu können: die Kultusoberbehörde (Kultusministerium, ab 1957 Kultusdepartement) und den Geheimdienst Securitate. Ihr Vorgehen war im Fall der EKR besonders intensiv, denn es war deutlich, dass die EKR – die Zuflucht gewährte und maßgeblichen Einfluss auf die Siebenbürger Sachsen hatte – der Eingliederung dieses Teils der deutschen Minderheit in den Transformationsprozess im Wege stand.

Die Strategien und Methoden von Kultusoberbehörde und Securitate zur Gleichschaltung der EKR durch Einmischung und Unterwanderung stießen auf den mutigen Widerstand und die Abwehrversuche von Bischof Friedrich Müller. In der traditionsbewussten siebenbürgisch-sächsischen Gemeinschaft wurde der Bischof stets als promi-



Bischof Friedrich Müller (re.) und Dumitru Dogaru, Generalsekretär des Kultusdepartements, bei der Feier von Müllers 80. Geburtstag, 1964. Quelle: Zentralarchiv der Evangelischen Kirche in Rumänien – ZAEKR, Bestand 510, Nr. 1806

nente Persönlichkeit betrachtet und die Behörden nahmen ihn – auch infolge seiner Interventionen bei den Politikern – ebenfalls als das wahr. Zunächst wurde versucht, ihn unter Druck zu setzen und gefügig zu machen. Dieses Vorgehen scheiterte jedoch, so dass Offiziere der Securitate zu Beginn der 1950er-Jahre Pläne entwarfen, um ihn aus dem Amt zu entfernen und durch einen der Staatsmacht gewogenen Pfarrer zu ersetzen. Die Amtsablösung erfolgte nicht. Zum einen konnte kein Pfarrer so weit instrumentalisiert werden, dass er eine Amtsenthebung des Bischofs betrieben hätte und der Wechsel in der Kirchenleitung als aus der EKR kommend hätte dargestellt werden können, zum anderen erteilte das Politbüro der RKP sein Einverständnis für eine Verhaftung beziehungsweise eine Amtsenthebung durch Einwirkung von außen nicht. Der kommunistische Staat wollte den Schein der Religionsfreiheit wahren und Friedrich Müller war bei Kirchenoberhäuptern im deutschsprachigen Ausland zu bekannt, als dass man sich einen Image-Schaden hätte erlauben wollen. Es wurde auch kein anderes Kirchenoberhaupt einer anerkannten Kirche ersetzt. Ab den 1960er-Jahre änderte die Staatsmacht ihre Strategie: Sie konzentrierte sich auf die möglichen Nachfolger im Amt, um die Wahl des „ Geeigneten“, sprich: als Theologen und von der Gemeinschaft anerkannten aber auch zur Zusammenarbeit bereit(er)en Pfarrers in die Wege zu leiten.

Um auch unter dem standhaften Bischof Einfluss auf die EKR erlangen zu können, wurde versucht, deren höchstes Gremium, das Landeskonsistorium, gefügig zu machen. In diesem wurden die in der Ausrichtung der EKR maßgeblichen Beschlüsse gefasst. Das Landeskonsistorium wurde alle vier Jahre von der Landeskirchenversammlung gewählt, in die Delegierte aus den zu jener Zeit zehn Kirchenbezirken entsandt wurden. Die Vertreter von Kultusoberbehörde und Securitate versuchten die Wahlen auf den verschiedenen Organisationsebenen und in den unterschiedlichen Strukturen zu beeinflussen – durch Erpressung, Einschüchterung oder Versprechen von Ämtern –, um ihnen hörige oder gewogene Personen einzuschleusen. Durch kluges Taktieren und dank guter Beziehungen zu einigen Machthabern des Regimes ist es Bischof Müller während seiner Amtszeit (1945–1969) jedoch gelungen, die Unterordnung der EKR im kommunistischen Staat auf ein unvermeidbares Mindestmaß zu reduzieren und einige Freiräume für das traditionelle Gemeinschaftsleben der Siebenbürger Sachsen zu bewahren.

Das oben Dargestellte ist eine knappe Zusammenfassung einer Ausarbeitung, die anhand von geheimdienstlichen Dokumenten und Unterlagen aus dem



Das Bischofspalais am Großen Ring/Piața Mare in Hermannstadt/Sibiu in den 1960er-Jahren.

Foto: Josef Fischer/Bildarchiv Konrad Klein

Historischen Nationalarchiv (*Arhivele Naționale ale României* – ANR) erstellt wurde, welche im Archiv des Nationalrats für das Studium der Securitate-Archive (*Arhiva Consiliului Național pentru Studierea Arhivelor Securității* – ACNSAS) zugänglich sind. Die Archivunterlagen verdeutlichen, wie ein Feindbild von Müller konstruiert wurde und desgleichen, welche Mittel in dem ihn umgebenden Überwachungssystem eingesetzt worden sind: Kontrolle der Korrespondenz, Abhörung von Telefongesprächen und Räumen, Erpressung und Anwerbung von Mitarbeitern als Agenten der Securitate, Beschattung. Die zugänglichen Unterlagen der Securitate und der Kultusoberbehörde bestätigen desgleichen die von Bischof Müller in seinen Erinnerungen geschilderten Versuche der Staatsmacht, bei den kirchlichen Wahlen ihr hörige oder gefügigere Pfarrer und Laien in die Kirchengremien zu bringen. Die Personenakten im Archiv der Securitate geben Aufschluss über Schikanen, Bedrängungen aber auch Instrumentalisierungen und erklären die nach zähen Verhandlungen zustande gekommenen Zusammensetzungen der Kirchengremien.

Geschildert werden sodann von Bischof Müller angedachte und durchgeführte Abwehrmechanismen gegen die Gängelung und Unterwanderung. Diese konnten die Eigenständigkeit und das Selbstbestimmungsrecht der Kirche nicht retten, die Anpassung jedoch auf ein unvermeidliches Maß begrenzen und Freiräume für das gottesdienstliche und in gewissen Grenzen auch traditionelle Gemeinschaftsleben in den überlieferten Strukturen der Schwester- und Bruderschaften sowie Nachbarschaften sichern.

Die Verwendung von Schriftstücken als Geschichtsquellen, die von Securitate-Offizieren oder Informanten verfasst wurden, ist sicherlich problematisch. Die Historiker mahnen zu Vorsicht bei der Deutung und Interpretation dieser Dokumente, in denen Wahrheit und Fiktion vermischt sind. Die Berichte der Informanten wurden aufgrund von Erpressung und Terror oder Beflissenheit gemacht, in sie flossen oftmals Bosheit und Unkenntnis ein. Diese Angaben haben die sie bearbeitenden Offiziere ihrer Indoktrination entsprechend verzerrt und an die übergeordneten Stellen weitergeleitet. Die von den Offizieren erarbeiteten Unterlagen sollten entweder Anklagepunkte produzieren oder die Unfähigkeit der Offiziere vertuschen, ein Grund mehr, ihren Inhalt möglichst mit anderen Quellen zu vergleichen – sofern diese vorhanden sind, was leider oftmals nicht der Fall ist.

Das Vorgehen gegen Bischof Müller und die Evangelische Kirche A. B. ist nur ein Beispiel für zahlreiche andere Fälle von Überwachung, Verfolgung sowie versuchter und oft auch gelungener Instrumentalisierung und Manipulation nicht bloß von Amtsträgern und Einrichtungen der Kirchen, sondern auch von anderen Personen und Institutionen während der kommunistischen Zeit. Feststellen lassen sich bei den geplanten und getroffenen Maßnahmen von Securitate und Behörden Schwankungen entsprechend dem internationalen und

nationalen politischen Kontext, dem bei der Interpretation Achtung geschenkt werden muss.



Die Kirchenburg von Birthälme/Biertan um 1964. Die mit einer dreifachen Ringmauer umgebene Wehrkirche wurde im 16. Jahrhundert erbaut. Von 1572 bis 1867 war sie Residenz des evangelischen Bischofs der Siebenbürger Sachsen. Foto: Ovidiu Velescu / CC BY-SA 3.0 (Ovidiu Velescu: Cetăți țărănești din Transilvania, Editura Meridiane, București 1964)

Bischof Friedrich Müller sah sich in den 1950er-Jahren gezwungen, Zugeständnisse in den als Friedensbewegung getarnten Solidaritätsbekundungen mit der RKP-Ideologie zu machen. Auch musste er wiederholt Einschränkungen in allen Bereichen des Wirkens der EKR, vor allem auch in den Entscheidungsfreiheiten und -befugnissen hinnehmen. Durch kluges Taktieren, oftmals monatelanges Tauziehen und eigenwilliges, als launisch eingestuftes Verhalten, ist es ihm gelungen, die den Machtstrukturen gewogenen oder verpflichteten Personen nur in einem verschmerzbaaren Maße in die kirchlichen Gremien eindringen zu lassen und stets auch die Wahl von Vertretern durchzusetzen, die ihm und der Sache der Kirche verbunden waren. Sein Blick war dabei auf das (Über-)Leben der siebenbürgisch-sächsischen Gemeinschaft und auf deren Zukunft in kirchlicher Einbindung gerichtet. Die Bemühungen der Securitate, ihn abzusetzen, zielten auch nicht bloß auf das Oberhaupt der Kirche, sondern auf die in der Gemeinschaft einflussreiche Persönlichkeit, die eine Anpassung an die Strukturen der sozialistischen Gesellschaft behinderte. Im hohen Alter sagte er einem Bekannten im Gespräch – und der berichtete es der Securitate –, er habe der Regierung gegenüber der Form halber einige Konzessionen gemacht, weil ihm im Gegenzug die Wirkungsfreiheit und die Möglichkeit gegeben wurden, die Interessen seines Volkes zu vertreten. Seine Zugeständnisse argumentierte er mit den Worten „ein Märtyrer-Bischof wäre dem sächsischen Volk von weniger Nutzen gewesen als ein Bischof, der es verstanden hat, die Einheit unseres Volkes rund um die Kirche zu bewahren“ (Informantenbericht vom 21.8.1963).

Die von der Securitate zusammengetragenen Unterlagen zeichnen das Bild eines selbstbewussten, klug und diplomatisch verhandelnden Kirchenpolitikers. Die in den Erinnerungen nachgezeichnete Selbstdarstellung als gefährdetes Kirchenoberhaupt und stetig überwachte Person wird von den Unterlagen der Securitate-Akten bestätigt. Die zahlreichen an das Kultusministerium beziehungsweise -departement gesandten Briefe und Ausarbeitungen des Bischofs und dessen Stellungnahmen dazu zeigen, dass er kein gefügiger und einsichtiger Empfänger und Durchführer von Anordnungen war. Bischof Müller hatte in einigen wichtigen Politikern der Zeit in gewissen Grenzen Protektoren, war aber auch klug, mutig, schlau und gut informiert – und dadurch seinen Gegnern meistens einen Schritt voraus. Seiner Persönlichkeit ist es zu verdanken, dass die Gleichschaltung der EKR im kommunistischen Staat auf das notwendige Minimum begrenzt werden konnte. Sie blieb bis zur politischen Wende 1989 im Visier von RKP-Führung und Securitate als Kirche mit deutscher Verkündigungssprache und als einflussreiche Einrichtung der Siebenbürger Sachsen.



Die Evangelische Stadtpfarrkirche in Hermannstadt/Sibiu von Südwesten mit dem Denkmal von Bischof Georg Daniel Teutsch (1817-1893). Foto: Otto Schemmel / CC BY-SA 2.0 de

Hannelore Baier ist eine rumäniendeutsche Journalistin und Historikerin. Ihr Forschungsgebiet ist die jüngere Geschichte der Deutschen in Rumänien. Zuletzt veröffentlichte sie im Regensburger Pustet-Verlag die Dokumentation „Überwachung und Infiltration. Die Evangelische Kirche in Rumänien unter kommunistischer Herrschaft (1945-1969)“.

13 Jahre Arbeitslager

VON CAMILLO BREILING

Im Jahre 1929 wurde Engelhard Mildt als Kind eines Siebenbürger Sachsen und einer Banater Schwäbin in Hermannstadt/Sibiu geboren. Nach dem frühen Tod des Vaters kehrte er 1931 mit seiner Mutter zurück in deren Geburtsort Temeswar/Timișoara. 1948 legte Mildt sein Abitur am *Colegiul Național Bănățean* ab. Ursprünglich wollte Mildt nach dem Abitur den Beruf eines Linienspielen ergreifen, doch dieser Wunsch wurde ihm von der kommunistischen Regierung Rumäniens auf Grund seiner deutschen Abstammung nicht gewährt. So entschloss er sich im Jahre 1951, nach der Absolvierung des Heeresdienstes, dazu, ein technisches Studium am Polytechnikum von Temeswar zu beginnen. Kurz nach Studienbeginn beteiligte er sich zusammen mit einigen Freunden an einer regimekritischen Aktion, im Rahmen derer auf Flugblättern gegen die Deportation von 40.000 Banater Bürgern protestiert wurde, die im Juni 1951 angeblich zu ihrer eigenen Sicherheit in Viehwaggons in die Bărăgan-Steppe geführt worden waren. Die Deportierten gehörten verschiedenen Ethnien an, jedoch war der Anteil der Rumäniendeutschen unter ihnen besonders hoch. Unmittelbar nach der Aktion wurden Mildt und die anderen Freunde, welche am Protest teilgenommen hatten, von der Securitate verhaftet und zu langjährigen Haftstrafen verurteilt. Mildt saß von 1951 bis 1964 in verschiedenen Gefängnissen und Lagern des kommunistischen Rumäniens ein. Im Juni 1964 kam er im Rahmen einer allgemeinen Amnestie des rumänischen Staates einige Monate vor seiner Frist frei und durfte ins Banat zurückkehren. In Temeswar fand er bei der städtischen Handwerksgenossenschaft einen Arbeitsplatz und konnte sich



Engelhard Mildt in seiner Wohnung in Freiburg im Breisgau am 6. August 2021. Foto: Camillo Breiling

auf Grund seines großen Wissens und hervorragenden Könnens im Bereich der Technik und Ingenieurwissenschaften trotz seiner Vergangenheit als politischer Häftling zum Leiter des Produktionsbüros für Maschinenbau

hocharbeiten. Wenngleich Mildt eine angesehene berufliche Position innehatte, verlor er seinen Status als ehemaliger politischer Häftling nie und wurde bis zu seiner Auswanderung in die Bundesrepublik, welche ihm erst 1989 genehmigt wurde, fortwährend von Mitarbeitern der Securitate beschattet.

Seit 1990 lebt Engelhard Mildt in Freiburg im Breisgau. Am 6. August 2021 hatte ich die Möglichkeit, ihn dort in seiner Wohnung über sein Leben und seine Zeit in Gefangenschaft zu interviewen.

Laut Mildt versuchte man im kommunistischen Rumänien – so wie auch in den meisten anderen Diktaturen der Vergangenheit und Gegenwart –, alle Gefängnisse, Arbeitslager und Folterzentren vor der zivilen Außenbevölkerung weitgehend verborgen zu halten. In den meisten Fällen gelang es auch, die Lager nach außen hin so gut abzuschirmen, dass selbst Anrainer bestenfalls eine Ahnung davon erhielten, was im Lager vor sich ging. Entsprechend dem Bestreben, das kommunistische Lagersystem und seine Struktur möglichst geheim zu halten, wurden die wenigen Karten, welche von den Lagern angefertigt wurden, bis zur Wende und zum Teil sogar viele Jahre darüberhinaus geheim gehalten. Auch den Gefangenen wurde bei ihrer Freilassung unter Androhung rigider Strafen eingeschärft, über ihre Erlebnisse im Lager sowie die Position des Lagers, in welchem sie ihre Haft abbüßten, mit niemandem zu sprechen. In den 2000er-Jahren und vor allem nach 2010 sind die Karten zum rumänischen Lagersystem leichter zugänglich geworden. Entsprechend diesen Karten teilte man die rumänischen Strafanstalten in folgende fünf Kategorien ein: 1) „Strafanstalten für Kriminelle und politische Häftlinge“, 2) „Strafanstalten, in denen in erster Linie politische Häftlinge festgehalten werden“, 3) „Arbeitslager mit besonders harten Bedingungen“, 4) „Arbeitslager mit gewöhnlichen Bedingungen“ und 5) „Psychiatrische Anstalten“.

Den Beginn von Mildts dreizehnjährigem Weg durch verschiedene kommunistische Strafanstalten markiert eine vier Monate dauernde Untersuchungshaft im Gefängnis von Temeswar. Gemäß seinen Ausführungen war die Untersuchungshaft von ständigen Verhören begleitet, oft mehrmals am Tag. Gerade während der Untersuchungshaft wurde der Gefangene oft besonders brutal physisch und psychisch misshandelt, um ihn gleich zu Beginn seiner Haft einzuschüchtern, seinen Willen zu brechen und ihm das Gefühl zu geben, dass er es hier mit einem allmächtigen und allwissenden Staat zu tun hat, der ihn vollkommen in seiner Macht hat und ihn jederzeit eliminieren kann. Neben der Anwendung von Gewalt redeten die Verhörer dem Gefangenen auch immer

wieder gut zu, um ihn dazu zu bewegen, seine angebliche Schuld einzusehen und in weiterer Folge mit der Securitate zu kooperieren. Dieser rasche Wechsel zwischen roher Gewalt und geheuchelter Freundlichkeit seitens der Verhörer sollte den Gefangenen zusätzlich emotional verwirren, seine Selbstaufgabe beschleunigen und ihm vermitteln, dass er in den Händen der Securitate nichts weiter als eine willenlose Masse darstellt, die nach Belieben geformt und manipuliert werden kann.

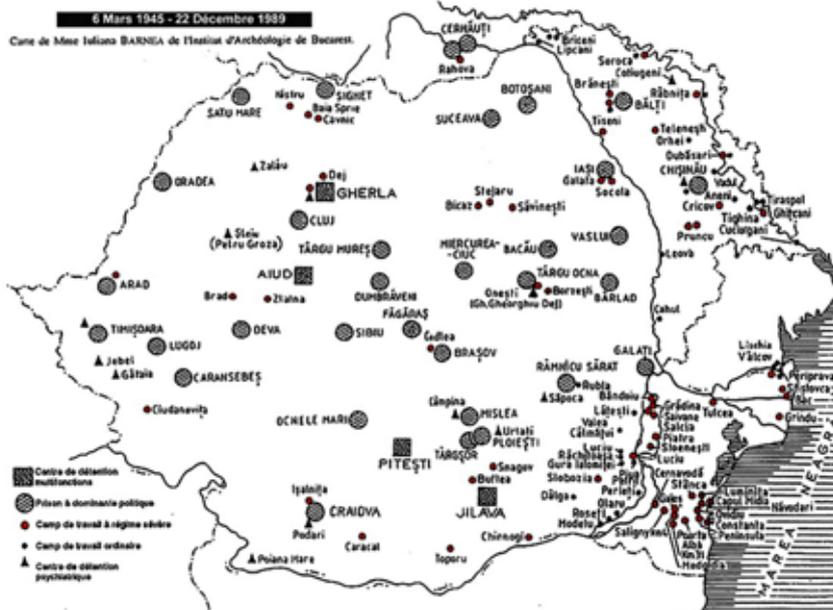
Aus der Untersuchungshaft wurde Mildt in das Transit-Gefängnis von Jilava überstellt. Diese Haftanstalt unterschied sich kaum von einem mittelalterlichen Kerker. Auf Grund der ständigen Kälte und Feuchtigkeit infizierten sich zahlreiche Gefangene mit Krankheiten, welche ihnen zusätzlich zu den anderen Schikanen des Gefängnisalltages schwer zusetzten. Das Fehlen von WCs und fließendem Wasser bewirkte im Gefängnis katastrophale hygienischen Zustände. Die ehemaligen Offiziere der königlichen Armee, welche Mildt im Gefängnis von Jilava kennenlernte, galten unter den Kommunisten als vehemente Verfechter der alten Ordnung und als Inbegriff des möglichen Widerstandes gegen den Kommunismus, so dass sie zu besonders langen und harten Haftstrafen verurteilt wurden.

Von Jilava ging es für Mildt weiter in das Gefängnis von Gherla (dt. Armenierstadt). Dort bemerkte er, dass es zur Mitte der 1950er-Jahre hin in den kommunistischen Gefängnissen zu einer ersten Lockerung des Strafvollzugs kam und der Gefängnisalltag nicht immer nur von Angst, Gewalt und Überarbeitung geprägt ist. Die Gefangenen hatten nach ihrer Zwangsarbeit plötzlich so etwas wie Freizeit und konnten diese dafür nutzen, Kontakte zu ihren Mitgefangenen zu knüpfen. In Gherla freundete sich Mildt mit einem gewissen Herrn Marinescu an, mit welchem er aus Kleider- und Materialresten selbstgebastelte Brettspiele spielte oder interessante Unterhaltungen über Literatur führte. Diese intellektuellen Tätigkeiten brachten sowohl für Mildt als auch für Herrn Marinescu Abwechslung in den langen, oft sehr eintönigen Gefängnisalltag und ließ beide Männer für eine Weile vergessen, dass vor ihnen noch mehrere lange Jahre der Gefangenschaft und Entbehrung lagen.

Aus Gherla gelangte Mildt in die Strafanstalt von Aiud (dt. Straßburg am Mieresch), wo er im Gefängnisbetrieb als Werkzeugschlosser arbeitete. In Aiud profilierte er sich durch den Bau eines Motorrads und stellte daraufhin an die Partei einen Antrag auf eine Reduktion seiner Haftzeit. Auf diesen Antrag hin erhielt er von der Partei allerdings nie ein Antwortschreiben. Auch wenn sich Häftlinge durch außergewöhnliche Arbeitsleistungen wie die Konstruktion und den Bau eines Motorrades

profilieren, konnten sie kaum mit einer Herabsetzung ihrer Haftzeit rechnen. Bestenfalls erwirkten sie eine Milderung ihrer Haftbedingungen, was in vielen Fällen

Le système répressif en Roumanie et Moldavie



Karte der Gefängnisse und Arbeitslager im kommunistischen Rumänien und der sowjetischen Moldau. Quelle: https://1.bp.blogspot.com/-MNNxT0Uiv0/Vfq18tnL1xI/AAAAAAAE5M/bN59Ie4G9Go/s1600/sistemul_represiv.jpg

auch eine entscheidende Erleichterung des Gefangenenlebens darstellte. Wenn es dann doch zu einer Reduktion der Haftzeit kam, so geschah dies fast ausschließlich im Rahmen von allgemeinen Amnestien, welche die kommunistische Regierung ihren Gefangenen von Zeit zu Zeit gewährte, um ihren Spionage- und Überwachungsapparat dadurch für eine gewisse Periode zu entlasten.

Individuelle Ansuchen auf eine Herabsetzung der Haftzeit konnten unter bestimmten Bedingungen also eingebracht werden, wurden von der Partei aber so gut wie nie erwidert. Der Gefangene sollte das Gefühl behalten, dass er selbst überhaupt keinen Einfluss auf sein Strafmaß ausüben kann und sein Schicksal voll und ganz in den Händen des kommunistischen Staates liegt.

Nachdem der Gefängnisbetrieb von Aiud im Jahre 1957 stillgelegt worden war, wurde Mildt zurück nach Gherla verbracht. Nach einem halben Jahr im Haupttrakt von Gherla wurde er für zwei Jahre in die sogenannte „Sarka“ verlegt. Die Sarka war im Gefängnis von Gherla ein besonders berüchtigter Trakt. Dort hungerte Mildt sehr viel und war für einige Wochen mit dreizehn anderen Gefangenen in einer Gefängniszelle, welche nur zwei mal vier Meter maß, zusammengepfercht. Die Praxis, enge Gefängniszellen mit Gefangenen zu überfüllen, wurde in den kommunistischen Gefängnissen immer wieder angewandt, um die ohnehin schon äußerst geringe Bewegungsfreiheit der Gefangenen weiter einzuschränken und die Inhaftierten dadurch zusätzlich zu zermürben. Bei dem bewussten Überfüllen von engen Gefängniszellen zielte die Gefängnisleitung manchmal auch darauf ab, unter den Gefangenen durch den ständigen Platzmangel sowie das fortdauernde physische Aneinanderkleben Aggressivität und Gewalt auszulösen.

Diese Aggressivität sollte das Verbundenheitsgefühl unter den Gefangenen zunichtemachen und verhindern, dass sie sich untereinander zusammenschließen, um zum Beispiel gemeinsam einen Aufstand gegen die Gefängnisleitung durchzuführen.

Von der Sarka wurde Mildt in das Gefangenenlager von Periprava verlegt, das sich am nordöstlichen Ende des Donaudeltas unmittelbar an der Grenze Rumäniens zur Sowjetunion befand. In Periprava wurde er hauptsächlich für Arbeiten in der Landwirtschaft sowie die Grabung von Bewässerungskanälen eingesetzt.

In Periprava wurde Mildt am 22. Juni 1964 aus seiner dreizehnjährigen Gefangenschaft entlassen. Jedem Inhaftierten wurde vor seiner Freilassung aus dem Gefängnis oder Arbeitslager von der Securitate strikt verboten, seine Eindrücke und Erlebnisse in der Haft ir-



Die Ruine der Gefangenenbaracke im ehemaligen Arbeitslager von Periprava im Donaudelta.

Quelle: https://www.breiling.org/lect/uf-web/uf1115/01_ianu.pdf

gendjemandem mitzuteilen. Offensichtlich war der kommunistischen Regierung selbst bewusst, dass die brutalen Verhöre und Folterungen sowie die unmenschlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen, welche in fast allen Gefängnissen und Arbeitslagern vorherrschten, ein großes Unrecht an der rumänischen Bevölkerung darstellten, das der breiten Öffentlichkeit nach Möglichkeit verborgen bleiben sollte. In gewisser Hinsicht versuchte die kommunistische Regierung durch Vertuschungen und Beschönigungen ihren Rückhalt in der Bevölkerung zu stärken und ihr allgemeines Image aufzupolieren. Hätten mehr Menschen gewusst, was sich hinter den Mauern der kommunistischen Strafanstalten abspielte, so wäre es laut Mildt möglicherweise schon vor 1989 zur Revolution gegen das kommunistische System und seinem Sturz gekommen.

Im Jahre 2021, also 57 Jahre nach seiner Freilassung aus der kommunistischen Gefangenschaft und 32 Jahre nach seiner Auswanderung nach Deutschland, gibt Mildt zu bedenken, dass die Periode des Kommunismus in Rumänien kaum aufgearbeitet ist. Man bemühe sich auch nicht, diese Periode aufzuarbeiten, sie werde vielmehr verdrängt. Im Gegensatz zur Aufarbeitung des Nationalsozialismus in Deutschland, welche bereits 1945, also unmittelbar nach Kriegsende begann, durfte

in Rumänien vor 1989, als der Kommunismus die einzig vom Staat tolerierte und alle gesellschaftlichen Bereiche umfassende Ideologie war, auf keinen Fall über die Verbrechen des kommunistischen Systems gesprochen werden, auch wenn sie sich bereits in der Frühphase des Kommunismus ereignet hatten. In den frühen 1990er-Jahren, unmittelbar nach dem Zerfall des Kommunismus, nahmen sich weite Teile der rumänischen Öffentlichkeit vor, mit der kommunistischen Vergangenheit abzurechnen, und wiesen der Aufarbeitung kommunistischer Verbrechen in Rumänien daher einen zentralen Platz auf ihrer Agenda zu. Diese Bestrebungen wurden relativ bald von kommunistischen bzw. kommunistisch geprägten Politikern und anderen Personen des öffentlichen Lebens gebremst, welche im postkommunistischen Rumänien unter anderen Fahnen beziehungsweise einer anderen Ideologie noch immer – und zum Teil bis heute – einen großen Einfluss auf Politik, Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft ausüben. Auch jene Teile des rumänischen Volkes, die unmittelbar nach der Wende eine historische und gesellschaftskritische Aufarbeitung des Kommunismus forderten, verstummten während der 1990er-Jahre relativ rasch, vielleicht auch deshalb, weil sie fortan mit Themen wie materieller Armut und einem schwachen, nicht mehr funktionierenden Sozialsystem zu kämpfen hatten, welche historische und gesellschaftspolitische Fragen an den Rand drängten.

Bis heute zeigen in Rumänien zahlreiche Politiker, Personen des öffentlichen Lebens und weite Teile der Gesellschaft weitgehendes Desinteresse an einer möglichen Aufarbeitung des Kommunismus und seiner Verbrechen. Auch dem unmittelbar nach der Wende gegründeten Verein ehemaliger politischer Häftlinge wird abgesehen davon, dass er chronisch unterfinanziert ist und im Wesentlichen von knappen Spendengeldern lebt, in der rumänischen Öffentlichkeit nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Angesichts der Tatsache, dass Rumänien bereits 2007 der EU beigetreten ist und, zumindest offiziell, somit seit über zehn Jahren deren Vorstellungen von Freiheit, Demokratie und Menschenrechten teilt, wäre, so Engelhard Mildt, eigentlich schon lange der Zeitpunkt für ein Umdenken gekommen, an dem die rumänische Öffentlichkeit beschließt, sich endlich ihrer kommunistischen Vergangenheit zu stellen und die Verbrechen, welche zu jener Zeit begangen wurden, historisch und gesellschaftspolitisch aufzuarbeiten.

Dr. Camillo Breiling studierte von 2007 bis 2014 Mathematik und Russisch auf Lehramt an der Universität Wien. Von 2014 bis 2021 verfasste er seine Dissertation zum Thema „Die Lipovaner: Russische Altgläubige als religiöse und sprachlich-kulturelle Minderheit im rumänischen und ukrainischen Donaudelta“. Gegenwärtig unterrichtet Breiling Mathematik an der Vienna Business School Hamerlingplatz in der österreichischen Hauptstadt und befasst sich mit Fragen zur Sprache, Kultur und Geschichte Südosteuropas.

Rumänien in der nationalsozialistischen Propaganda

VON ASTRID THEIL

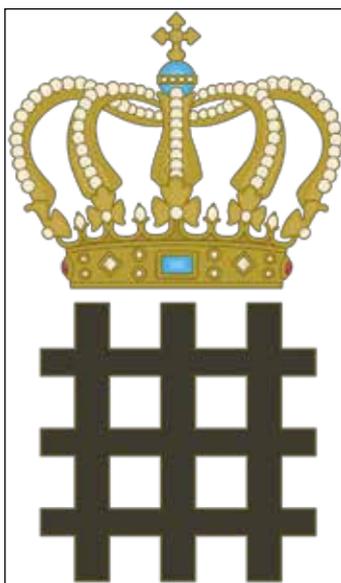
„Was durch Papierkugeln zu gewinnen ist, braucht der-einst nicht durch stählerne gewonnen zu werden.“ Diese Aussage Adolf Hitlers aus dem Jahr 1922 zeigt eindrücklich, welches enorme Potential die Nationalsozialisten dem Mittel der Propaganda zuschrieben. Aus diesem Grund wurde es zu einem wichtigen Bestandteil ihrer Politik und zentralem Merkmal nationalsozialistischer Herrschaft. Das Instrument der Propaganda sollte die Nationalsozialisten dabei unterstützen, ihre innen- und außenpolitischen Ziele zu erreichen. Dies sollte in erster Linie dadurch gewährleistet werden, dass mit ihrer Hilfe die Akzeptanz und Unterstützung der nationalsozialistischen Ideologie und Politik in der deutschen Bevölkerung gesteigert werden sollte. Die Nationalsozialisten bedienten sich unterschiedlichster Mittel, um die Wahrnehmung der Massen zum genannten Zweck systematisch zu beeinflussen. Von besonderer Bedeutung war in diesem Zusammenhang das Medium der Presse.

Die NSDAP schuf sich bereits früh eine parteieigene Presse, über die sie ihre Propaganda betreiben konnte. Die wichtigste Zeitung der nationalsozialistischen Parteipresse war der „Völkische Beobachter“, der sich nach 1933 zum Hauptpropagandamedium entwickelte. Die Inhalte aller Ausgaben des „Völkischen Beobachters“ unterlagen ausnahmslos der zentral gelenkten nationalsozialistischen Propaganda – unabhängig davon, ob über Deutschland, das Ausland, Sport oder Kultur berichtet wurde. Das Mittel der Propaganda wurde selbst im Kontext der Berichterstattung über die Innenpolitik anderer Staaten eingesetzt, so auch bei der Berichterstattung über die Innenpolitik Rumäniens im September 1940.

Die Entstehung des „Nationallegionären Staates“

Im September 1940 kam es in Rumänien zu einem Systemwechsel: Die Königsdiktatur Carols II. wurde durch den auf konservativ-autoritären und faschistisch-revolutionären Elementen basierenden sogenannten „Nationallegionären Staat“ abgelöst. Dieser Systemwechsel stand unter dem Einfluss Deutschlands und kam durch zwei Faktoren zustande: Als erster Faktor ist das gesteigerte Interesse Deutschlands an Rumänien zu nennen. Hitler begann ab Juni 1940 mit der konkreten Vorbereitung des Kriegs gegen die Sowjetunion, weswegen der

ungehinderte Erhalt rumänischen Erdöls unverzichtbar wurde. Stabile Verhältnisse in Rumänien und eine umfangreiche deutsch-rumänische Zusammenarbeit waren dementsprechend wichtiger denn je. Als zweiter Faktor ist der Ausbruch einer Staatskrise in Rumänien zu nennen. Am 30. August 1940 musste Rumänien einen Teil des Staatsgebietes an Ungarn abtreten. Die Empörung der Bevölkerung darüber entlud sich in Demonstrationen, welche am 3. September in einem missglückten Putschversuch der „Eisernen Garde“ gipfelten – einer faschistischen Organisation, die im Jahr 1927 unter dem Namen „Legion des Erzengel Michaels“ entstand und deren Mitglieder als „Legionäre“ bekannt waren. Der zu dem Zeitpunkt herrschende König Carol II. entließ in dieser Situation seinen Ministerpräsidenten, der durch einen neuen ersetzt werden sollte.



Wappen des „Nationallegionären Staates“. Abb.: Samhanin – eigenes Werk, Quelle: Mărci postale, proiecte de monede și probe de bancnote din perioada Statului Național-Legionar (septembrie 1940 – ianuarie 1941), CC BY-SA 3.0.

ungehinderte Erhalt rumänischen Erdöls unverzichtbar wurde. Stabile Verhältnisse in Rumänien und eine umfangreiche deutsch-rumänische Zusammenarbeit waren dementsprechend wichtiger denn je. Als zweiter Faktor ist der Ausbruch einer Staatskrise in Rumänien zu nennen. Am 30. August 1940 musste Rumänien einen Teil des Staatsgebietes an Ungarn abtreten. Die Empörung der Bevölkerung darüber entlud sich in Demonstrationen, welche am 3. September in einem missglückten Putschversuch der „Eisernen Garde“ gipfelten – einer faschistischen Organisation, die im Jahr 1927 unter dem Namen „Legion des Erzengel Michaels“ entstand und deren Mitglieder als „Legionäre“ bekannt waren. Der zu dem Zeitpunkt herrschende König Carol II. entließ in dieser Situation seinen Ministerpräsidenten, der durch einen neuen ersetzt werden sollte.

In diese Krise versuchten die Nationalsozialisten, nun zur Erreichung ihrer Ziele einzugreifen. Da Rumänien zu jenem Zeitpunkt aufgrund der internationalen Lage in eine Abhängigkeit Deutschlands geriet, war diese Einflussnahme folgenreich. Zwei deutsche Gesandte setzten sich im Rahmen der Neubesetzung des Ministerpräsidentenpostens für einen Kandidaten ein, von dem sie ausgingen, dass er die deutschen Interessen in Rumänien am besten

wahren könne: der frühere Kriegsminister Ion Antonescu. König Carol II. ernannte ihn schließlich zum Ministerpräsidenten mit unbeschränkten Vollmachten. Nach erneuten Unruhen zwang Antonescu den König am 6. September 1940 zur Abdankung. Noch am gleichen Tag bestätigte der Thronfolger Mihai I. die Vollmachten Antonescus als Ministerpräsident. Bei der darauffolgenden Regierungsbildung mischten sich abermals deutsche Reichsvertreter ein und drängten auf eine Regierungsbeteiligung der „Eisernen Garde“. Antonescu gab dem Drängen nach und beteiligte die Legionäre umfassend an der Macht. Am 14. September wurde die neue Regierung gebildet und ein königliches Dekret unterzeichnet, das Rumänien zu einem „Nationallegionären Staat“ erklärte. Die „Eiserne Garde“ wurde als einzige politische Organisation anerkannt und mit der Aufgabe betraut, das rumänische Volk materiell und moralisch aufzubauen. Antonescu blieb Ministerpräsident und hatte fortan als Staatsführer die legislative, exekutive und judikative Gewalt in seiner Hand. Der Führer der „Eisernen Garde“,

Horia Sima, wurde wiederum zum Vizepräsidenten des Ministerrats ernannt.

Der „Nationallegionäre Staat“ im „Völkischen Beobachter“: Form der Propaganda

Im „Völkischen Beobachter“ wurde umfassend über die Entstehung des „Nationallegionären Staates“ berichtet. Betrachtet man die Berichterstattung in Hinblick auf Umfang, Zeitpunkt der Veröffentlichung, äußere Form (z.B. Bilder), Position innerhalb der Zeitung und vor allem Inhalt lassen sich vier Muster erkennen, welche die Darstellung der Ereignisse systematisch lenkten.



Reichsaussenminister Joachim von Ribbentrop (li.) begrüßt den rumänischen Ministerpräsidenten Ion Antonescu am Zug bei einem Besuch im Führerhauptquartier, Januar 1943.

Quelle: Bundesarchiv, Bild 183-B23201 / CC-BY-SA 3.0

Als erstes Muster kann die sehr negative Darstellung des Regimes König Carols II. identifiziert werden. Die Berichterstattung variierte in diesem Zusammenhang zwischen Artikeln mit einem negativen Unterton bis hin zu offenen Diffamierungen. Einen Tag nach Carols Abdankung verurteilte beispielsweise der Artikel „Ein König dankt ab“ vor allem Carols lange Zeit dem Westen zugewandte Außenpolitik. In einer umfangreichen Analyse des Bukarester Vertreters des „Völkischen Beobachters“, Karl Hermann Theil, wurde die Führungsschicht des alten Königreiches am 10. September wiederum als „volksfrem[d]“ und „volksentfremde[t]“ bezeichnet. Die Berichterstattung betonte darüber hinaus die Korruptheit des Regimes.

Diese negative Darstellung der Repräsentanten des alten Regimes wurde in einem zweiten Muster mit einer überaus positiven Darstellung der neuen Machthaber im „Nationallegionären Staat“ kontrastiert. Dies betraf sowohl den Thronfolger Mihai I. als auch den neuen Staatsführer Ion Antonescu sowie Horia Sima und die „Eiserne Garde“. Am 10. September hieß es in dem Artikel „Rumänien auf dem Weg zur Nation“, dass „ein junger König, dessen Sympathien für die Legionärbewegung [bekannt seien], den Thron“ bestiegen habe und somit die „Möglichkeit zu einem inneren Neuaufbau des rumänischen Staates“ gegeben sei.

Über Antonescus Vorgehen und seine Person wurde umfassend und ausnahmslos positiv berichtet. So hieß

es beispielsweise bereits am 6. September in dem Artikel „Ständestaatsverfassung in Rumänien aufgehoben“, dass Antonescu „allgemein als der starke Mann betrachtet [werde], auf den das rumänische Volk seit Jahren [gewartet habe] [...]“. Die „Eiserne Garde“ erschien in der Berichterstattung wiederum als eine aus dem Volk kommende sowie ideologisch mit dem Nationalsozialismus verwandte Bewegung, welche die Umgestaltung Rumäniens an der Seite der Achsenmächte ermöglichen werde. Im Rahmen des Artikels „Neuer Anfang in Rumänien“ vom 21. September schrieb Karl Hermann Theil zum Beispiel, dass mit der Entstehung des „Nationallegionären Staates“ die Führungsschicht durch „die Angehörigen einer Bewegung [abgelöst werde], die unmittelbar aus dem Volke [komme]“ und „deren höchstes Ziel die Vaterlandsliebe“ sei.

Die Regierungskoalition zwischen Antonescu und der Legionärsbewegung wurde schließlich als notwendig, erbaulich und aufrichtig dargestellt. Der Grund hierfür liege laut der Berichterstattung darin, dass die Legionärsbewegung aufgrund einer jahrelangen Unterdrückung unter Carol II. zu schwach gewesen sei, um die Macht allein zu übernehmen. In Theils Artikel vom 21. September hieß es, dass die Bewegung „die Zusammenarbeit mit dem Mann“ habe suchen müssen, der ihr „den Weg zur Freiheit“ geöffnet habe.

Als drittes Muster in der Berichterstattung ist die Inszenierung der Entstehung des „Nationallegionären Staates“ als revolutionärer Start in eine glorreiche Zukunft Rumäniens zu nennen. Am 27. September hieß es beispielsweise in dem Artikel „Der national-legionäre Staat“, dass in Rumänien „nicht ein einfacher Austausch von Personen [...], sondern eine Revolution“ stattgefunden habe. In der Fülle der Artikel über den Machtwechsel in Rumänien lassen sich jedoch keine Informationen zur Tatsache finden, dass Deutschland bei dessen Zustandekommen einen wichtigen Einfluss hatte.

Die Berichterstattung zeichnete sich schließlich durch eine besondere Hervorhebung der prodeutschen Orientierung der neuen Regierung aus, was als viertes Muster identifiziert werden kann. Es wurde in verschiedenen Kontexten betont, dass Rumänien sich nun an die Achsenmächte und speziell an Deutschland in absoluter Treue anlehne und am Aufbau eines neuen Europas partizipieren wolle. So wurde beispielsweise am 7. September im Rahmen des Artikels „Eingliederung in die Achse“ berichtet, dass sich Rumänien „aus eigenem Antrieb in die Achse Rom-Berlin“ eingegliedert habe und nun bereit sei, „jede Gelegenheit zur Vertiefung der Beziehungen“ zu nutzen.

Der „Nationallegionäre Staat“ im „Völkischen Beobachter“: Funktion der Propaganda

Die beschriebene Lenkung in der Darstellung der Ereignisse sollte – wie die Berichterstattung der deutschen Presse im Allgemeinen – dazu beitragen, Akzeptanz und Unterstützung unter den Lesern in Bezug auf die Ideologie und Politik des Regimes zu fördern und somit auf

direktem oder indirektem Weg die innen- und außenpolitischen Ziele der Nationalsozialisten zu unterstützen.

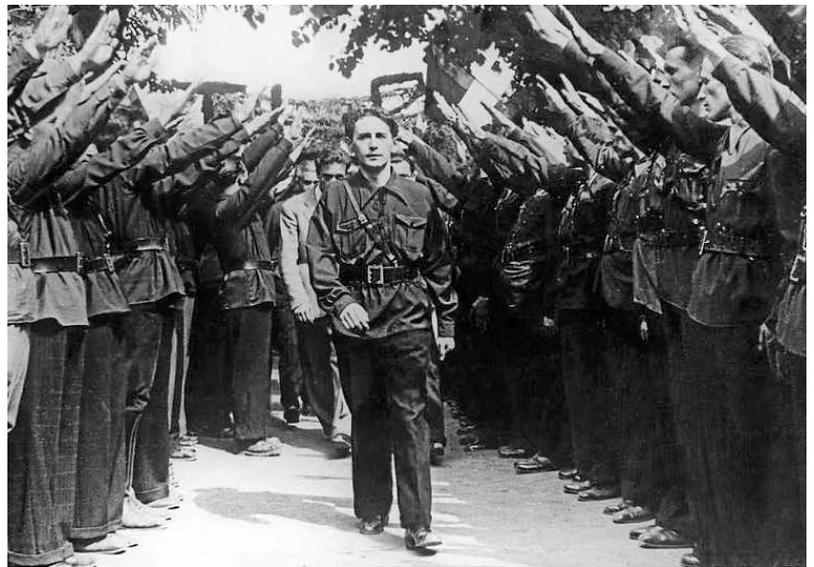
Die Darstellung des Königsregimes Carols II. als volksfremd und korrupt und die hierzu im direkten Gegensatz stehende Inszenierung der neuen Machthaber als volksnah und der Bevölkerung Stabilität bringend vermitteln den Eindruck, dass die Bevölkerung in Systemen mit einer Machtbeteiligung einer faschistischen Bewegung profitiert. Indem in der Darstellung darüber hinaus politischer Untergang mit dem Regime Carols und politischer Sieg mit dem „Nationallegionären Staat“ verknüpft wurde, konnte der Eindruck entstehen, dass sich faschistische Bewegungen und ihre Verbündeten durchsetzen. Dies wurde ganz besonders dadurch unterstützt, dass die Entstehung des „Nationallegionären Staates“ als nicht vermeidbarer revolutionärer Akt dargestellt wurde. Auf diese Weise wurde dem Leser die prinzipielle Überlegenheit eines auf einer faschistischen Bewegung basierenden Systems vermittelt. Damit diese Darstellung nicht an Glaubwürdigkeit verlor, wurde verschwiegen, dass der „Nationallegionäre Staat“ auch durch den Einfluss Deutschlands zustande gekommen war. Obwohl sich die beschriebene Darstellung nicht konkret auf Deutschland und den Nationalsozialismus bezog, sollte er dennoch von ihr profitieren. Indem eine ideologische Nähe des „Nationallegionären Staates“ zum nationalsozialistischen Deutschland besonders in der Berichterstattung über die „Eiserne Garde“ hergestellt wurde, übertrug sich die beschriebene Darstellung auch indirekt auf Deutschland. Auf diese Weise sollte eine konsequent positive Wahrnehmung der nationalsozialistischen Ideologie und seiner verwandten Bewegungen in Europa beim Leser geweckt werden, die eine Unterstützung durch den Leser nach sich ziehen konnte.

Auch die nationalsozialistische Politik wurde durch die beschriebene Lenkung in der Darstellung der Ereignisse indirekt in ein vorteilhaftes Licht gerückt, wodurch beim Leser eine positive Wahrnehmung hervorgerufen werden sollte. Dies konnte wiederum zur Konsequenz haben, dass die Leser die Politik der Nationalsozialisten als legitim betrachteten und unterstützten. Zusätzlich zu den bereits beschriebenen gegensätzlichen Merkmalen, welche dem Regime König Carols und dem „Nationallegionären Staat“ zugeschrieben wurden, kamen noch zwei weitere hinzu: Das Regime Carols wurde mit einer an die Westmächte angelehnten Politik und das neue Regime mit einer Anlehnung an Deutschland verknüpft. Da der Machtwechsel als zwangsweise erfolgter Sieg des neuen über das alte Regime dargestellt wurde, erhielt auch die mit den beiden Regimen verknüpfte politische Orientierung eine eindeutige Wertung: Eine Anlehnung an Deutschland müsse zwangsweise zum Erfolg und eine Orientierung an den Westmächten zum Niedergang führen. Auf diese

Weise wurde die Politik der Nationalsozialisten indirekt mit Erfolg verknüpft. Die besondere Hervorhebung der kompromisslosen Anlehnung des „Nationallegionären Staates“ an die Achsenmächte und im Speziellen an Deutschland sollte ebenfalls einen für die nationalsozialistische Politik vorteilhaften Eindruck erwecken: Der zur umfangreichen Zusammenarbeit entschlossene „Nationallegionäre Staat“ erschien so als neuer Bündnispartner Deutschlands, wodurch die nationalsozialistische Außenpolitik um Unterstützung reicher wurde und damit auch die Wahrscheinlichkeit auf den Erfolg derselben in der Wahrnehmung stieg.

Die Grenzen der nationalsozialistischen Propaganda

Die Berichterstattung des „Völkischen Beobachters“ über die Entstehung des „Nationallegionären Staates“ in Rumänien ist ein anschauliches Beispiel für die alle Themenbereiche durchdringende nationalsozialistische Propaganda. Dabei ist jedoch folgendes zu beachten: Das Mittel der Propaganda wurde von den Nationalsozialisten in der Überzeugung eingesetzt, dass die Massen grundsätzlich manipulierbar seien und daher mit einer ausgefeilten Propaganda nahezu jede Wirkung bei diesen erzielt werden könne. Allerdings muss diese Erwartungshaltung natürlich nicht der Realität entsprochen haben. Die Effektivität nationalsozialistischer Propaganda war an eine Vielzahl von Faktoren gebunden und muss daher abhängig von dem konkreten Kontext und Zeitpunkt, in dem sie stand, differenziert betrachtet werden. Es lässt sich allerdings mit Sicherheit sagen, dass die Massen der deutschen Bevölkerung nicht unbegrenzt



Horia Sima mit Mitgliedern der Eisernen Garde (Legionäre) in Bukarest, 1940. Quelle: <https://audiovis.nac.gov.pl>, Sygnatura: 2-16307

und bedingungslos von der nationalsozialistischen Propaganda beeinflusst wurden.

Astrid Theil studierte an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz Geschichte und Publizistik. Aktuell ist sie an der Ludwig-Maximilians-Universität München im Elitestudiengang „Osteuropastudien“ eingeschrieben.

Tätigkeitsbericht 2022

VON HERMINE-SOFIA UNTCH

Das Jahr 2022 war nicht mehr so massiv von den Corona-Beschränkungen dominiert wie die beiden Vorjahre, so dass wieder Sitzungen und Veranstaltungen in Präsenz stattfinden konnten. Noch nicht zu Beginn des Jahres, die ersten zwei Vorstandssitzungen im Februar und März waren noch virtuell, im Mai, im August und im November fanden die Sitzungen dann im Restaurant Charlottchen in Berlin-Charlottenburg statt. Was zunächst als Notlösung gedacht war – unser angestammter Versammlungsort, das Restaurant Leonhardt, war zu Beginn der Pandemie geschlossen worden –, stellte sich als glückliche Alternative heraus. Außer den Vorstandssitzungen fanden auch die Mitgliederversammlung sowie die Jubiläumsfeier zum 30-jährigen Bestehen der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG), auf die noch näher einzugehen sein wird, in ebendiesem Lokal in der Droysenstraße statt.

Die Mitgliederversammlung wurde am 30. November durchgeführt; 2022 standen keine Wahlen zum Vorstand an. Der Begrüßung durch den Präsidenten der DRG, Dr. Gerhard Köpernik, und dem kurzen offiziellen Teil mit Bericht über die Aktivitäten der Gesellschaft im Jahr 2022, dem Bericht der Rechnungsprüfer und der Aussprache folgte ein längerer, sehr eindrucksvoller Lichtbildervortrag, gehalten von Christoph Kaiser, über rumänische Landschaften, Städte und Architektur auf der Basis des von unserem Beiratsmitglied, Prof. Dr. Dr. h.c.mult. Wilfried Heller, im Hermannstädter Schiller-Verlag veröffentlichten Bildbandes über die Entwicklung Rumäniens über mehrere Jahrzehnte.

Zum Bedauern des Vorstandes und aller anwesenden Mitglieder kündigte Dr. Köpernik an, auf der nächsten Mitgliederversammlung 2023 nicht wieder für das Amt des Präsidenten kandidieren zu wollen. Er habe das Amt 18 Jahre lang ausgeübt und wolle es nun in andere Hände übergeben.

Homepage, Facebook, Mediascreening

Die Betreuung der Homepage oblag 2022 der Schriftführerin Janka Vogel, die diese Aufgabe zusätzlich zu ihrer eigentlichen Aufgabe übernommen hat. Die Anzahl der Seitenaufrufe ist auch in diesem Jahr rückläufig gewesen; 5.505-mal wurde unsere Website aufgerufen, etwa 15-mal pro Tag. Am meisten wurde unsere Seite im April 2022 (636-mal) und am wenigsten im Dezember (352-mal) angeklickt. Es zeichnet sich der Bedarf nach einer professionelle(re)n Betreuung der Website ab, da Sicherheit, Benutzerfreundlichkeit und ansprechende Gestaltung im Rahmen von ehrenamtlichem Engagement und ohne einschlägige IT-Fachkenntnisse nicht dauerhaft garantiert werden können.

Unsere Facebook-Seite (<https://www.facebook.com/deruge.org>) gefällt aktuell 1.274 Facebook-Nutzern; 1.346 Menschen oder Institutionen haben sie bereits abonniert. Auch erreichen uns regelmäßig Anfragen verschiedenster Art über die Seite. Unsere Zielgruppe ist meist zwischen 25 und 55 Jahren alt; 40 Prozent sind männlich und 60 Prozent weiblich. Knapp drei Viertel der Zugriffe auf unsere Seite erfolgen aus Deutschland, etwa ein Fünftel aus Rumänien und rund fünf Prozent aus anderen Ländern. Die Seite wird von Tony Krönert, Mona Vintilă und Janka Vogel verwaltet.

Der Newsletter „Mediascreening Rumänien“ erschien im April. Diesmal drehte sich die deutschsprachige Presseberichterstattung zu Rumänien und der Republik Moldau vor allem um die Auswirkungen des russischen Angriffskrieges im Nachbarland Ukraine. Weitere Themen waren die aktuelle Politik, Gesellschaft und Kultur, wie etwa die Pressefreiheit, die Arbeit einer Roma-Hilfsorganisation in Siebenbürgen und der 70. Geburtstag des aus dem Banat stammenden Schriftstellers Richard Wagner.

„Deutsch-Rumänische Hefte“

Fünf Jahre nach der Gründung der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft wurde 1998 die erste Ausgabe der „Deutsch-Rumänischen Hefte“ (DRH) herausgebracht, so dass die „Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft“, so der Untertitel unserer Publikation, nun schon seit 25 Jahren erscheint. Die DRH wurden auch im 30. Jubiläumsjahr der DRG zweimal von ihrem langjährigen Chefredakteur, Dr. Josef Sallanz, herausgegeben. Das Lektorat der informativen Beiträge zu Rumänien und der Republik Moldau sowie der zahlreichen Rezensionen von Büchern über den rumänischsprachigen Raum besorgen schon seit einigen Jahren ehrenamtlich Jan-Peter Abraham, Dr. Daniel Gruschke, Jörn Henrik Kopfmann, Marianne Theil und Illa Weber-Huth. Für Satz und Layout unserer Zeitschrift zeichnete Brigitta-Ulrike Goelsdorf verantwortlich.

Jour fixe

Im Berichtsjahr haben fünf Jour-fixe-Veranstaltungen stattgefunden.

Februar: Hoffnung für Menschen mit Behinderung im Banat

Lia Cojanu, die Gründerin und Leiterin der „Societatea Română Speranță“ (Rumänische Gesellschaft Hoffnung) in Temeswar/Timișoara, sprach in der Online-Veranstaltung über die Arbeit ihrer Organisation im Allgemeinen und über die zahlreichen Herausforderungen während der Pandemie im Besonderen. Cojanu setzt sich seit 1990 für die Verbesserung der Lebensqualität von

Menschen mit geistigen Behinderungen und deren Familien ein. „Speranța“ bietet ihnen soziale Dienstleistungen und kämpft gegen Missbräuche und Diskriminierung. Die Organisation bemüht sich darum, dass sich die Einstellung gegenüber Personen mit Behinderungen verändert und organisiert für diese Erholungs- und Sozialisierungsaktivitäten. Aktuell hilft der Verein 400 Familien im Banat, von denen viele in bitterer Armut leben. Jedes Jahr spenden Mitglieder der DRG für „Speranța“ und unterstützen somit die Arbeit der Organisation.

März: Galeria Plan B – Ausstellung mit Werken von Gheorghe Ilea

Die Galeria Plan B in der Potsdamer Straße in Berlin fungiert als Ausstellungsraum für zeitgenössische Kunst. Gleichzeitig ist es ein Ort, an dem Recherche zur rumänischen Kunst der letzten 50 Jahre betrieben wird. Die Ausstellung des rumänischen Malers Gheorghe Ilea mit Bildern von „HKW (Heizkraftwerk) Zalău im Abriss“ war ein guter Anlass, die Galerie näher kennenzulernen.

Mihaela Lutea, Direktorin und Miteigentümerin der Galerie, führte durch die Ausstellung und gab einen Einblick in die Zusammenarbeit mit den Künstlerinnen und Künstlern, die zum Großteil rumänische Wurzeln haben, aber auch in das Unternehmen Galeria Plan B an sich.

April: Rechtsextremismus und Jugendkultur in Rumänien
Rechtsextreme Stimmen und Organisationsstrukturen in Rumänien traten im letzten Jahrzehnt immer stärker zu Tage, unter anderem in den Social Media. Als Reaktion hat der Staat neue gesetzliche Bestimmungen zum Schutz der Demokratie in Kraft gesetzt; es gibt auch ansatzweise Bildungsprojekte, um Lehrkräfte für dieses Thema zu sensibilisieren.

Ähnlich wie in Deutschland und in anderen Ländern, ist auch in Rumänien die Jugendkultur eine wichtige Bühne, auf der rechtsextreme Akteure ihr Gedankengut verbreiten. Von erfolgreichen Rappern, die rechtsextreme Inhalte in ihre Songs einbetten, über Sport bis hin zum Kleidungs- und Lebensstil wurden in diesem Jour fixe im Pangea-Haus von unserem Vorstandsmitglied Mona Vintilă verschiedene Beispiele vorgestellt und mit dem Publikum diskutiert.

Mai: „Acasă – My Home“ . Der Jour fixe im Mai fand in Zusammenarbeit mit dem Kino Krokodil statt.

Der Regisseur Radu Ciorniciuc erzählt in seinem preisgekrönten Debütfilm die fesselnde Geschichte einer verarmten Familie und deren Scheitern im Kampf um ihre eigene Version von Freiheit: In der Wildnis des Bukarest-Deltas, hinter dem Rand der Millionen-Metropole, lebt eine Familie seit über zwanzig Jahren in einsamer Harmonie mit der Natur, in einer selbstgebauten Hütte am Ufer, trotz der rauen, indifferenten Umgebung, fängt Fische mit bloßen Händen und folgt dem Rhythmus der Jahreszeiten. Doch damit ist es zu Ende, als die Stadt beschließt, das Gebiet zum größten Naturpark der EU zu erklären, und die elfköpfige Familie zwangsumgesiedelt werden muss.

Juni: Donau-Delta. Fotoschau und Gespräch

Der Fotograf Florian Bachmeier war für das Projekt

„Donau-Delta“ über viele Jahre immer wieder in Rumänien, in der Republik Moldau und in der Ukraine. An diesem Abend zeigte er im Pangea-Haus unveröffentlichte Fotos aus einer Welt der Armut und der Rückständigkeit, einer Welt voller Abschiede, geprägt von extremen Gegensätzen; aber auch einer magischen Welt von fast irrealer Schönheit, einer Traumwelt, unstill, flirrend, nicht zu greifen oder zu begreifen. Anschließend beantwortete Florian Bachmeier Fragen aus dem Publikum.

Andere Veranstaltungen

Ausflug nach Görlitz

Am 2. Juli 2022 besuchten Mitglieder und Freunde der DRG Görlitz. Nach einem einstündigen Gespräch mit dem aus Rumänien stammenden Oberbürgermeister Octavian Ursu ließ sich die Gruppe von einem Stadtführer die wunderbare Altstadt mit ihren prachtvollen Kaufmannshäusern zeigen.

30-Jahr-Feier der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Am 10. September 2022 fand im Theatersaal des Restaurants Charlottchen die Feier zum 30-jährigen Bestehen der DRG statt. Die Botschafterin Rumäniens, I. E. Frau Adriana-Loreta Stănescu, dankte in ihrer Rede der Gesellschaft für ihre Arbeit. Durch die Vermittlung realistischer Informationen helfe die DRG weit verbreitete Vorurteile und Klischees über Rumänien abzubauen, sagte die Botschafterin.

Ein Höhepunkt der Feier war die Podiumsdiskussion mit dem Titel „Gekommen und geblieben – Neue Perspektiven aus der rumänischen Diaspora in Berlin“, die unser Vorstandsmitglied Janka Vogel moderierte. Über die Gründe, warum sie Rumänien verlassen haben und über ihr Ankommen und Leben in Berlin diskutierten Ana-Maria Trăsnea (Bevollmächtigte des Landes Berlin beim Bund und Staatssekretärin für Bürgerschaftliches Engagement, Demokratieförderung und Internationales in der Senatskanzlei), Alexandru Bulucz (Lyriker, Übersetzer und Herausgeber), Dr. des. Cristian Crăciun (Ägyptologe) und Anca Florian (Politikwissenschaftlerin).

Der Klarinettenist und Sänger Julian Bădăruță und der Pianist Javier Tucatu Moreno begeisterten gemeinsam die Gäste mit bekannten rumänischen Volkswaisen und Liebesliedern. Ein Buffet mit hausgemachten rumänischen Speisen und Weinen rundete die gelungene Veranstaltung ab.

Spenden

Die DRG spendete nach dem russischen Angriff auf die Ukraine 500 Euro für die Flüchtlingshilfe in der Republik Moldau. Zudem konnten 974,70 Euro an Spenden für die Temeswarer Organisation „Societatea Română Speranța“ gesammelt werden.

Mitgliederentwicklung

Im Jahr 2022 konnte die DRG insgesamt sieben neue Mitglieder begrüßen, sieben Personen sind ausgetreten. Drei Mitglieder sind im Jahr 2022 verstorben. Die DRG verfügt aktuell über 83 Mitglieder.

„wenn Haar auf Haar stößt“

VON TOBIAS LARENZ

Wissen Sie, was ein Tribar ist? In ihrem 2018 auf Rumänisch erschienenen Lyrikband dieses Titels geht die 1980 geborene Lyrikerin Andra Rotaru schon auf der ersten Seite in medias res und zitiert die folgende Erklärung zu dieser Figur: „Das unmögliche Tribar hält als Zeichnung schlicht und ergreifend durch inkorrekte Verbindungen zwischen ganz normalen Elementen zusammen. Die drei rechten Winkel sind vollkommen normal, aber sie wurden auf eine falsche, räumlich unmögliche Art und Weise miteinander verbunden.“ (Übers. T.L.)

Das Tribar stellt sich dem Betrachter zunächst als dreidimensionale Figur dar, die aus drei rechtwinklig zueinanderstehenden Balken besteht – und dennoch ein Dreieck bildet. Unmöglich! Auch der nächste Deutungsversuch bleibt ergebnislos: Alle drei Balken scheinen sich im Laufe des Lektüreakts zu einem Dreieck zusammenzufügen, doch im letzten Moment löst sich alles wieder auf. Es ergibt sich so eine unabschließbare Dialektik des Verbindens und Lösens, eine in ihrer Instabilität stabile Struktur.

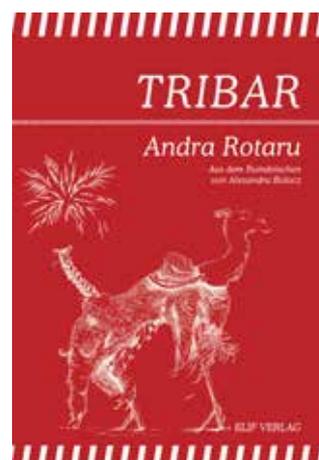
Im Tribar manifestiert sich, so die Schlussfolgerung der Lektüre, ein poetologisches Prinzip, welches den Gedichtband insgesamt durchzieht. Zwischen Verbinden und Lösen tun sich Zwischenräume des Wartens auf, zu verstehen als „weiteren Modus des Denkens“, in denen Zeit, Raum und Körper in bemerkenswerter Weise fragmentiert und verfremdet in Erscheinung treten und so ungewohnte Erfahrungsräume eröffnen – beispielsweise bei der Betrachtung eines Kinderbilds der Großmutter: „Knacken. wenn Haar auf Haar stößt / auf dem Foto von 1940 ist die Frau mit einem Kinderwagen unterwegs. in ihm ein Mädchen mit einem Holzpferd in den Armen. seine Mähne bestand aus 3172 spröden Haaren. bei jeder Schaukelbewegung des Sattels knackte ein Haar.“

Die Szene verweist auf eine Vielzahl von Themen, die sich durch den Band ziehen und von denen stellvertretend zwei vorgestellt werden sollen. Rotaru versetzt die Leser mit der Wahrnehmung des Knackens und Aufeinanderstoßens von Haaren auf eine mikroskopische, dem bloßen Auge unzugängliche Ebene. Naturwissenschaftliche Referenzen finden sich allenthalben, besonders prominent sind Genetik und Molekularbiologie. Diese liefern keineswegs nur lexikalisches Material oder unverbrauchte Bilder, sondern dienen der Einübung spezifischer Arten der Wahrnehmung, die oft unvermittelt neben einander gestellt werden: „Aurum: Aurel, Kind mit goldenem Haar, du bist aus Gold, mein Leben für alles Gold der Welt, chemisches Element im Periodensystem mit dem Elementsymbol Au und der Atomnummer 79, Übergangsmetall, Ornamentmetall, korrosionsfest gegenüber zersetzenden Agenten.“

Analog zu Rotarus Ausführungen zum Tribar besteht auch hier das poetische Verfahren im Aufzeigen der Fraglichkeit von Verbindungen, hier bei näherer Betrachtung solche, die formal durch die Sprache nahegelegt werden (Aurum – Aurel – aur [rum.: Gold]). Die Verbindung konkretisiert sich im Doppelpunkt zwischen Aurum und Aurel: Welche Art des Zusammenhangs suggeriert er? Wird ein Verhältnis der Zu- und Unterordnung als Ober- und Unterbegriff impliziert, ein Äquivalenzverhältnis – oder, in Anlehnung an die linguistische Konvention der Markierung von sogenannten Minimalpaaren durch den Doppelpunkt, eine minimale, aber eine bedeutungsunterscheidende Differenz? In jedem Fall markiert er eine Leerstelle, aus der sich die Dynamik des Texts ganz wesentlich speist.

Dass die Lektüre des Gedichtbands durchaus Lust an der Abstraktion erfordert, ist offenkundig; doch bleibt Rotaru dabei nicht stehen. Es gibt nämlich auch eine zweite, sehr persönliche Dimension: „die Kinder werden in der Familie emotional auf das Leben vorbereitet, wir wurden in der Familie emotional für das Leben missbraucht.“ Die drei Balken des Tribars verweisen nun auf eine andere Art von „incorrect connections“ – die von Vater, Mutter und Kind. Der am menschlichen Lebenslauf orientierte Gesamtaufbau des Bands, beginnend mit Großmutter und Kindheit, durchzogen von Reflektionen über Körper und Tod, legt eine Interpretation als Suche nach den, freilich immer fraglichen, Verbindungen in der eigenen Biographie nahe.

Andra Rotaru ist international keineswegs eine Unbekannte, denn einzelne Bände liegen bereits in englischer und spanischer Übersetzung vor; für die deutschsprachige Leserschaft indes hat der Elif-Verlag nun dankenswerterweise erstmals die Möglichkeit geschaffen, in der durchgängig stimmigen Übersetzung von Alexandru Bulucz, mit dem Werk einer der wichtigen, innovativen Stimmen der rumänischen Gegenwartsliteratur Bekanntschaft zu schließen.



Andra Rotaru

Tribar. Gedichte. Aus dem Rumänischen von Alexandru Bulucz. Elif-Verlag, Nettetal 2022, 62 Seiten, 18,00 Euro.

Entgrenzungen und Grenzerfahrungen am Rande der Realität

VON HALRUN REINHOLZ

„Ende einer Pandemie“ heißt der neue Erzählband von Anton Sterbling – der dritte einer Reihe, die in dieser dichten Aufeinanderfolge wohl selbst eine Folge der Pandemie und des damit verbundenen zeitlichen Leerlaufs des emeritierten Soziologieprofessors ist. Nach „Klimadelirium“ (2020) und „Die versunkene Republik“ (2021) verspricht der Titel dieses dritten Bandes höchste Aktualität. Doch die eigentliche Pandemie kommt nur in der ersten titelgebenden Erzählung vor, die anderen nehmen einige der Fäden wieder auf, die bereits in den ersten beiden Erzählbänden ausgelegt wurden. Die feine, fast unsichtbare Linie, die die Texte dennoch verbindet, ist ein Bezug zum Begriff „Grenze“ – Entgrenzung und Grenzerfahrung im realen, übertragenen oder auch skurril verfremdeten Sinn.

Die Titelerzählung, schon Anfang 2021 geschrieben, beschreibt die Erlebniswelt eines Künstler-Ehepaars, dessen Leben durch die Pandemie vollkommen umgekrempelt wird. Das „Ende der Pandemie“ ist aber nicht die Rückführung in den Status davor, sondern das Szenario einer autokratischen Gesellschaft mit Ausgangssperren und kompletter Überwachung. Die Protagonistin schreibt in ihrer Ausweglosigkeit ihre Geschichte auf, mit der Botschaft, dass „der Wert der Freiheit, des freien Menschen und des freiheitlichen Lebens“ nur erkannt wird, wenn diese Werte bedroht sind.

Grenzen beschäftigen Sterbling in vielerlei Hinsicht. Grenznah in Großsanktnikolaus/Sânnicolau Mare zur Zeit des kalten Kriegs aufgewachsen, wurde das Empfinden der tödlichen Grenze schon früh konkret. Auch als Mitglied der Aktionsgruppe Banat wurden für ihn die Grenzen des Sagbaren und des Erlaubten erlebbar. Diese prägenden Jugenderfahrungen sind allgegenwärtig, auch wenn er sich vehement dagegen verwehrt, autobiografisch zu schreiben. Bei aller Fiktion sorgen doch die eigenen Grunderfahrungen des Autors dafür, dass die Erzählungen sich „gleichsam von selbst“ schreiben, wie er bekennt. Erklärend führt er die Leser hin zu dem, was den Schriftsteller umtreibt, die „vielschichtigen Grenzerfahrungen“, aber auch die „Überschreitungsmöglichkeiten von räumlichen oder zeitlichen Grenzen.“ Eine Grenzerfahrung macht in der zweiten Erzählung „der Aktivist“, der nach einem spektakulären Unfall im Rollstuhl sitzt. Als er entdeckt, dass dieser von den Umweltaktivisten, denen er auch angehört hat, für ihr Anliegen instrumentalisiert werden soll, wendet er sich ab und begibt sich auf die Spuren seiner Banater Herkunft und der Auseinandersetzung mit dem Weltbild seiner Eltern.

Mit der Erzählung „Dorina“ überschreitet der Autor die Grenze zwischen Fiktion und Wirklichkeit und spielt mit der Doppeldeutigkeit von erlebter und erfundener Wahrheit. Bei einer ruthenischen Hochzeit irgendwo in den Bergen verfällt er der Faszination von Dorina. Diese fiktive Geschichte ist aber eingebettet in ein reales Geschehen. Der Schriftsteller wird für seine fiktive Fluchtgeschichte vor dem Geheimdienst Securitate zur Verantwortung gezogen. Noch krasser wird die imaginäre Grenze zwischen Realität und Phantasie in der Schlusserzählung „Im Zug an der Grenze oder Undine geht wieder“ ausgearbeitet. Undine wird schon in der Erzählung „Dorina“ als die Jugendfreundin des Ich-Erzählers vorgestellt, die noch als Schülerin nach Deutschland auswandert und „nichts versprechen“ kann, was die gemeinsame Zukunft betrifft. Diese letzte Erzählung ist ein surreal verfremdetes Gleichnis des Lebens an und mit der Grenze. „Ein Waggon / an der Grenze / fährt nirgendwo / hin.“ Undine als einzige Passagierin in einem führerlosen Zug, der ohne Ziel über die Grenze hinausfährt. Der Mann, der im Führerstand steht, weiß nicht, was wirklich ist und was nicht. Auch nicht, ob es ihn selber tatsächlich gibt. Wenn Sterbling mit den drei Erzählbänden so etwas wie eine „Trilogie“ beabsichtigte, dann ist ihm mit diesem dritten Band ein rundes „Ende einer Trilogie“ gelungen. Das Thema Grenzerfahrung ist und bleibt das Trauma einer Generation, die mit Grenzen aufgewachsen ist und diese immer wieder hinterfragt. Im Vorwort wird an das 50-jährige Jubiläum der Aktionsgruppe Banat erinnert, in deren Nachfolge Sterbling sich als „verzweifelt Schreibender gegen die Unvernünftigkeit dieser Welt“ sieht. Nach wie vor bekennt er sich leidenschaftlich für die Freiheit des Denkens und Schreibens, der offenbar auch in einer „freien“ Welt immer wieder Grenzen gesetzt werden.



Anton Sterbling
Ende einer Pandemie und weitere Erzählungen. Pop-Verlag, Ludwigsburg 2022, 183 Seiten, 16,50 Euro.

Gezoomte Lebensszenen

VON MARIA ROXIN

Im Band „saumselige annäherung“, der 2022 im Ludwigsburger Pop-Verlag erschienen ist, treten zwei gebürtige Banaterinnen in Dialog: die Dichterin Edith Ottshofski und die bildnerische Künstlerin Ilse Hehn, die sich schon längst als eine hochbegabte Lyrikerin etabliert hat. Die Gedichte und die bildnerischen Arbeiten gehen in diesem Buch Hand in Hand, weil sie einen gemeinsamen Ausgangspunkt haben: das intensive Beobachten.

Ottshofskis fünftes Buch vereint Gedichte aus den Jahren 2013 bis 2021. Einige davon wurden schon 2021 im Band „Clipe. Augenblicke. Clins d’œil“ in deutscher, französischer und rumänischer Fassung veröffentlicht. Die Übersetzung ins Rumänische lieferte die Dichterin Nora Iuga, während die französische Übersetzung von Alain Jadot angefertigt wurde. Bei „saumselige annäherung“ handelt es sich folglich um eine Zusammenstellung älterer und neuerer Gedichte, die in fünf Zyklen mit suggestiven Titeln organisiert sind: „umrissen“, „saumselig“, „flüchtig“, „gefühlsselig“ und „steinig“.

Mit einem großem Feingefühl für das Wesentliche fixiert die Autorin großstädtische Alltagsszenen und -situationen, Stimmungen, Momente und Eindrücke, Ausschnitte aus der Wirklichkeit. Zunächst nimmt sie die Leser auf eine anregende Reise in den Berliner öffentlichen Verkehrsmitteln mit. Der Blick des lyrischen Ichs zoomt im Gedicht „montagsliteratur“, das auch den Band eröffnet, auf eine „resolute frau in der Bahn“ (S. 9), „ne rote strickjacke hat sie an / genauso wie die haare / die dauerwelle sitzt / die goldkreolen wackeln / [...] / wahrscheinlich bringt sie den / sonntagsschmaus zu ihrer tochter / mit dem kleinen kind / und die frische wäsche / quergeschürzt ne tasche / fährt sie durch die halbe stadt / so viel platz einnehmend / wie ihr qua gepäck gebührt / beflissen sich dabei bildend / eifrig lesend / einen schundroman“ (S. 9).

Danach verweilt die Aufmerksamkeit des wahrnehmenden lyrischen Ichs bei einem jungen Mann in Sportkleidung: „breitbeinig sitzt er / fast auf drei sitzen / groß, füllig / joggingjacke, shorts / viel zu leicht angezogen / für diesen kühlen mai / turnschuhe, socken / blau, grün / der mann, ende zwanzig / mit dem lausbubengesicht / kommt er vom sprinten?“ („sportsfreund“, S. 11).

Mit jedem Gedicht erweitert sich das Spektrum der beobachteten Fahrgäste. Exzentriker, Introvertierte, mürrische oder im Gegenteil heitere Menschen unterschiedlichen Alters und sozialen Status rücken in den Fokus. So unterschiedlich sie auch sein mögen, haben sie doch eines gemeinsam: Sie hängen alle „am Handy wie / an einer lebenswichtigen infusion“ („getarnter tadel“, S. 38) und interagieren kaum noch. Der virtuelle Raum ist

schon längst Teil unserer Lebenswirklichkeit geworden. Die Tendenz zur Selbstzentrierung, welche zugleich zu einer Verringerung der Empathie und des Zusammengehörigkeitsgefühls führt, scheint durch die Corona-Pandemie beschleunigt worden zu sein. Auch dieses höchst aktuelle Thema findet seinen Niederschlag in Ottshofskis Gedichten: „erbsenzählerisch nimmt sie / die münzen einzeln raus / wendet sie und hält sie / mit der hand im einweghandschuh fest / [...] / dann niest der Mann ihr gegenüber / sie springt auf / rennt an die tür / steigt hektisch aus / dahergeschlendert / kommt ein obdachloser / der seine straßenzeitung / anbietet / um eine spende bittet / oder nur um / ein lächeln“ („andere zeiten“, S. 37).

Doch „there is so much more / to see“ (S. 62), wie es in den letzten Versen des Gedichts „I have seen a lot“ zusammengefasst wird, sodass die Dichterin in den folgenden Texten Reiseeindrücke aus London („und auch hier“, „canary wharf“, „not so far away“) verarbeitet. Es folgen Reflexionen über grundlegende Themen, nostalgische Erinnerungen an ihre Geburtsstadt Temeswar/Timișoara („millenniumskirche“, „damals in temeswar“) und an die Eltern: „einst// wir kamen grad vom frischen grab / eine handvoll verschreckter / kinder // tata wärmte uns / eine bohnenuppe auf // nie wieder schmeckte sie so lebendig“ („tostessen – comfort food“, S. 104). Auch heitere Begegnungen werden zu poetischen Bildern, wie im Gedicht „m-am băbit“: „sagt die cousine hüben, mit zwei / jobs und long-covid-syndrom / eine alte schachtel bin ich geworden // der schier normale wahnsinn / sagt die andere drüben“ (S. 83).

Ottshofski findet ihre Inspiration in der Vielfalt des alltäglichen Lebens. Mit ihrem wachen Blick entdeckt die Dichterin das Wesentliche im Alltäglichen und scheinbar Banalen. Daher gehen diese Gedichte unter die Haut.



Edith Ottshofski
saumselige Annäherung. Gedichte. Mit bildnerischen Arbeiten von Ilse Hehn. Pop-Verlag, Ludwigsburg 2022, 110 Seiten, 16,50 Euro.

Der Tod lebt!

VON GABRIELA ȘANDOR

Mit seinem neusten Gedichtband „Der Tod ist noch am Leben“ trifft Horst Samson den Nerv der Zeit. Der Tod ist unser ständiger Begleiter: in den Nachrichten, im Alltag, durch Krankheiten, Kriege, Katastrophen, in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Man kann vor dem Tod nicht die Augen verschließen – man kann ihn nicht totschweigen, er ist da, er gehört zum Leben, er ist „am Leben“. Der Autor selbst nennt den Tod im Klappentext einen „Herumtreiber“, „Flaneur“, „Blender“, zugleich aber einen „Meister“, der sein Handwerk versteht, präzise arbeitet, nicht „wählerisch“ ist, nicht „flunkert“ und nicht „stümpert“: „Der Tod ist der Frieden selber“, ein Lehrmeister, der uns „das Verfließen, den Zerfall, das Vergehen“ lehrt, er ist „sein eigenes Geheimnis“. Dem Tod stellt Samson nicht das Leben gegenüber – denn dieses „quält“ und „hat keine Chance, ist ein langsames, aber sicheres Sterben“ in Sinne des rumänischen Dichters Marin Sorescu – sondern das Gedicht: „Gegen die Kraft der Poesie aber ist er [der Tod] machtlos.“

Entsprechend wird dem Band das Gedicht „Das unbehauste Ich“ vorangestellt, das das lyrische Ich als „potenzielle(n) / Mörder auf der Jagd / Nach Sprache in gefährlicher Mission“ präsentiert. Der Heimatlosigkeit, der Vergänglichkeit und dem Schweigen steht das Festhalten an Fixpunkten wie Natur, dem eigenen Ich, der Dichtung gegenüber. Die letzte Zeile, „Nur kein Wort verlieren“, spannt den Bogen von Schweigen und Sprachnot zur Verantwortung des Dichters der Sprache gegenüber.

Die restlichen Gedichte sind in sieben Zyklen gruppiert: „Das ferne Licht“ umfasst den Anton Sterbling gewidmeten Zyklus „Verscharrte Zeit. Ode an die Grenzen“. Die Grenze, die das kommunistische Rumänien von der restlichen Welt trennt, wird zur „Verlockende(n) Verführerin / Traumfabrikantin“ und zugleich zur Grenze der persönlichen Freiheit, zum Todestopos mit Soldaten, Gewehren und Wolfshunden, zum Ende aller Hoffnung.

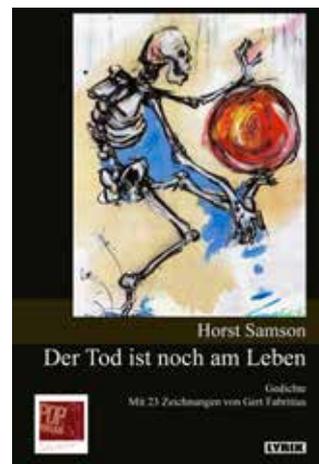
Nicht zufällig trägt der Zyklus „Das Übergeordnete“ ein Zitat aus Nelly Sachs' „In den Wohnungen des Todes“ als Motto: Im gesamten Gedichtband lassen sich Anklänge aus Dichtungen Paul Celans, Nelly Sachs' und Rose Ausländers feststellen: durch Widmungen („Hinter mir“, „Variation auf ein Blitzlicht“, „Blitzlicht I“), intertextuelle Bezüge („Mond & Gedächtnis“ beziehungsweise „Zwischen Sonne und Mond / Und Mohn und Gedächtnis“, der Tod als „Meister“), durch die Assoziation von Tod und Musik („Blende acht“) oder Tod und Fliegen („Die Botschaft der Tauben“, „Rede vom Balkon des Lebens“). Titel wie „Tango Mortis“ und „Mitternachtstango“ scheinen Anspielungen auf Celans „Todesfuge“, die 1947 auf Rumänisch unter dem Titel „Tangoul morții“

(Todestango) erschien. Andere Gedichte sind dem Holocaust und dem Zweiten Weltkrieg gewidmet: „Elegie Nr.1“, „Schweigende Generation“, „Terezin I“ oder „Eröffnung der Grillsaison“.

Das Thema Krieg wird jedoch auch in die Gegenwart gebracht: „Mehr als genug / Hat der Tod zu tun. Über alle / Kontinente zieht sich der / Rote Faden / Blut. Und Gott fehlen schon ewig / Die Worte, Verlierer / Wie wir. Nichts mehr zählt / Von dem, / Was zählen sollte. Alle / Gegenden stehen finster / In Kleidern aus Tränen, / Schutt und Ruinen („Über Kriege“). Der schweigende, abwesende Gott erscheint leitmotivisch, der Himmel ist ein „leeres Geheimfach“ („Ohne Beleg“). Weitere Bezugnahmen auf Nietzsche erscheinen in den Zyklen „Der Tod sitzt auf der Bank“ („Also sprach der Wind und Tango Mortis“) und „Das nie endende Nichts“ („Also sprach das Nichts“). Kritik an religiösem Fanatismus üben zwei nebeneinandergestellte Gedichte: „Abgesang im Wohnmobil“ begibt sich auf die „Spuren der Reformation“ und ihrer blutigen Folgen, während „Verlierer“, die Neufassung eines bereits veröffentlichten Gedichts, islamistisch motivierten Religionsfanatismus, Terrorismus und Extremismus anprangert.

Zur aktuellen Auseinandersetzung mit dem Tod gehören Gedichte wie „Monolog über den Krebs“, „Covid-19“ und „Frühling in Coronazeiten“.

Die (sprach)spielerische Seite des Todes zeigt der Zyklus „Nutze den Tod. Exkurs in zehn Ansätzen“ („Wie Tod und Nacht“), in dem in zahlreichen Redensarten und Redewendungen das Wort „Tag“ durch „Tod“ ersetzt wird. Der Dichter selbst tritt als Zweifler, „Steppenwolf“ und wandernder Odysseus auf („Der Alte und das Meer“, „Tango Mortis“), der mit der Sprache gegen das Schweigen und den Tod kämpft: „Würde er/ Lebe ich hier vor allem / Nur im Gedicht. Es versteht mich perfekt“ („Hinrichten. Dem Wort zugewendet“).



Horst Samson
Der Tod ist noch am Leben.
Gedichte. Mit 23 Zeichnungen
von Gert Fabritius. Pop-Verlag,
Ludwigsburg 2022, 196 Seiten,
23,00 Euro.

Flucht und Ausreise - Banater Geschichte

VON KATHARINA KILZER

Der 1959 in der Banater Gemeinde Wojteg/Voiteg geborene Helmuth Frauendorfer, der in den letzten Jahren Schlagzeilen wegen sexueller Belästigung von Praktikantinnen der Gedenkstätte Hohenschönhausen machte, hat sich nach dem Urteil des Gerichts, das 2020 seine Entlassung als stellvertretender Direktor bestätigte, wieder aufs Schreiben besonnen.

Nach einem Gedichtband und Texten in verschiedenen Anthologien drehte er Dokumentarfilme und Reportagen. Über seinen Roman „Abendweg“, 2022 im Pop-Verlag erschienen, schreibt er in Twitter, dass er in dem Roman schildert, wie das „Leben einer Frau in mehreren Diktaturen“ des vergangenen Jahrhunderts instrumentalisiert worden sei. Rückblickend erzählt wird die Geschichte dreier Frauen. Es beginnt mit einem Begräbnis: Klaus, 1938 in Dresden geboren, wird von seiner Frau Helen und der Adoptivtochter Tamara erinnert.

Das Buch ist das Protokoll einer Banater Dorfbewohnerin, Helen aus Wojteg, die mit ihren Eltern die Bărăgan-Deportation erlebte und von einer dogmatischen Dorfgesellschaft im Kommunismus drangsaliert wird. Helen kann aus diesen Strukturen nur mit Hilfe ihrer Freundin Brigitte aus Temeswar/Timișoara ausbrechen, die alle moralischen und ethischen Grundlagen missachtet, frei und zügellos lebt. Erotik und Sexualität bestimmen zahlreiche Stellen des Romans, sei es die Verklemmtheit der Banater Frau, die Zügellosigkeit der Städterin oder das ausschweifende Sexualleben seiner männlichen Hauptperson. Dessen abgründiges Verhalten lässt manches Rätsel offen.

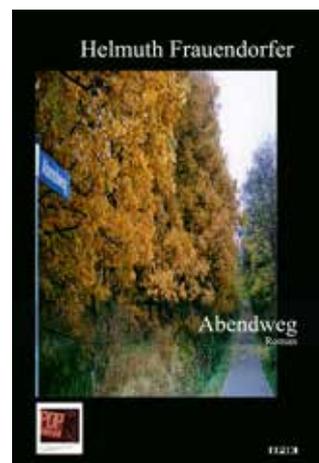
Das Buch liefert Informationen über den Alltag im kommunistischen Rumänien oder das Leben in der DDR – eine Zeitgeschichte mit Gegebenheiten, die vielen Lesern bekannt sind, oftmals eine Redundanz, die aber relevant und beispielhaft das Schicksal der Aussiedler nachvollziehen lässt. Dokumentarisch wird das Dorfleben im Banat der Nachkriegszeit, Deportation, Flucht, Ausreise und Ankommen im geteilten Deutschland geschildert; die Affäre Guillaume, RAF und Terroraktionen, die Kanzlerschaft Helmut Schmidts, die Fußball WM von 1974 u. a. werden erwähnt. Die Ich-Erzählerin Helen lebt nach dem Grundsatz ihres Vaters: „Wenn wir zusammenhalten, wird alles gut“ und übt stets Zusammenhalt mit der Freundin und der Familie. Einflüsse aus dem Westen, Musik, Literatur und Politik bleiben jedoch nicht ohne Folgen.

Klaus hatte Helen als Reiseleiterin an der Schwarzmeerküste kennengelernt und ihr ein Leben im Westen versprochen. Da er „ein Mann mit Prinzipien“ sei, organisierte er für Helen vor der Heirat eine Abtreibung

in Ostberlin. Bei einem Besuch im Banat 1972 missfielen ihm bei einem Treffen der Banater Dichtergruppe die Gespräche über Biermann, Brecht und Havemann. Auch die Flucht ihres Bruders Werner in den Westen oder das Verhalten ihrer Freundin Brigitte, die dann bei der Flucht über die Donau erschossen wurde, missbilligt er.

Wenn man nicht erst am Ende erfahren würde, dass Klaus, der sich als Forscher ausgibt, ein Informant der Stasi war, und dank seiner Tätigkeit als Inoffizieller Mitarbeiter (IM) zu Wohlstand kam, so hätte man manches geschilderte Ereignis anders gelesen. Seine Verkommenheit färbt auf die Erzählerin ab, die stellenweise als naiv und gutgläubig dargestellt wird. Erst im zweiten Teil des Romans – das Protokoll der Geheimdienstakte von Klaus alias David Müller – werden die IM Tätigkeiten mit dem Führungsoffizier Mischa, dem „Forschungskollegen“, aufgedeckt: Verrat, Geheimdienstberichte, -beobachtungen, Protokolle, Adoption von Tamara, der Tochter des Führungsoffiziers, nachdem dieser verraten wurde. Mischa hatte er zweimal verraten, als er zum Bundesnachrichtendienst wollte und als er seine Tochter Tamara suchte. Deren Geschichte – Protokoll eines Kinderschicksals aus Torgau – entpuppt sich als ein erschütterndes Kinderschicksal. Nach der Adoption machte er sie zu seiner Geliebten – eine Missbrauchsgeschichte. Am Ende stehen Wahrheit und die Befreiung der Frauen aus der Einengung einer unterdrückten Gesellschaft und aus der Vorherrschaft der Männer. Me Too lässt grüßen. Ein Mord beendet das Dilemma einer gescheiterten Existenz – erzählt im Epilog, der den Rahmen der Erzählung abschließt, die mit dem Prolog eröffnet wurde –, wohl ein Muster wie man sie in den Geheimdienstakten findet.

Frauendorfer erzählt spannend, wären da nicht die Anweisungen in Sätzen, auf die der Leser gerne verzichten könnte, wie „So war das damals“, „So ist es nun mal, so muss es sein.“



Helmuth Frauendorfer
Abendweg. Roman. Pop-Verlag, Ludwigsburg 2022, 332 Seiten, 21,50 Euro.

Historisches, Anekdotisches und Symbolisches

VON MARIA IROD

Catalin Dorian Florescus Roman „Der Feuerturm“ enthält alle Elemente eines guten Romans, die die bisherigen Werke des Autors beim Publikum so bekannt und beliebt gemacht haben. Ein ausgreifender und mitreißender Erzählduktus, der mit einem immensen historischen Detailreichtum angereichert ist und zugleich gekonnt Spannung aufbaut, ist das Hauptmerkmal des um den symbolträchtigen Feuerturm konstruierten literarischen Porträts der rumänischen Hauptstadt. Wie oft in Florescus Romanen greifen die Schicksale der Figuren und die historischen Geschehnisse ineinander. In diesem Falle steht eine Bukarester Feuerwehrdynastie im Mittelpunkt, deren Familiensaga über fünf Generationen hinweg erzählt wird.

Durch die Augen des Ich-Erzählers Victor Stoica, der sich als erster in der Familie vom Feuerwehrmann-Beruf abwendet, verfolgt der Leser rückblickend die Geschichte der Stoicas, die seit dem Errichten des Feuerturms im Jahre 1892 im Schatten dieses Wahrzeichens der chaotisch wachsenden Stadt gelebt, geliebt und gelitten haben. Der Erzählzeitpunkt, der in das Jahr 1989 kurz vor dem Sturz des Ceaușescu-Regimes fällt, wird vom endfünfzigjährigen Erzähler, den die in politischer Haft durchlebte Hölle bis in die Träume verfolgt, als Stillstand der Geschichte gedeutet: „Ich glaubte nicht an die Wende. Ich glaubte, dass alles so bliebe, wie es war, oder dass es womöglich noch schlimmer werden würde.“ (S. 343)

Umso schillernder und dynamischer erscheint die vorkommunistische Vergangenheit, die mit erzählerischem Genuss, dokumentarischer Akribie, Humor und auch kritischer Reflexion nachgezeichnet wird. Vom Ur-Urgroßvater des Erzählers, der immer wieder von seinen Heldentaten als Feuerwehrmann und Artillerist im Kampf gegen die türkische Besatzung erzählte, über den Großvater, der schon als Kind diese fast zu Legenden gewordenen Geschichten sowie den leicht anrühigen Charme seiner Heimatstadt in sich aufzog, bis zum resignierten Ich-Erzähler werden persönliche Erinnerungen und ein kulturelles Gedächtnis tradiert, die von großen historischen Umbrüchen geprägt sind. Victor Stoica, der entgegen der Familientradition Geschichte studiert hatte, aber durch den biografischen Bruch zu einer unscheinbaren Existenz als Fabrikarbeiter gezwungen wurde, folgt seiner Berufung als Historiker, indem er die große Geschichte des 20. Jahrhunderts von unten erzählt, aus der Perspektive seiner kleinbürgerlichen Vorfahren. Dabei entstehen stimmungs- und spannungsreiche Schilderungen von sozialräumlichen und lebensalltäglichen Besonderheiten in den Stadtteilen zwischen Dealul Spirii, - dem Ort an dem heute noch, umgeben von

Plattenbauten, das 1901 errichtete Denkmal an die heroische Schlacht der Feuerwehrbrigade gegen die Türken erinnert -, und dem Obor, dem ehemaligen Hinrichtungs- und Jahrmarktplatz.

Für die Bukarest-Kenner bietet das Buch eine hervorragende Vorlage, um sich das im Laufe der Zeit veränderte Stadtgesicht vorzustellen, während Leser, die noch nicht in der rumänischen Hauptstadt waren, sich durch die atmosphärischen Darstellungen mit viel Lokalkolorit angeregt fühlen mögen, Bukarest zu besuchen.

Die hundert Jahre, über die sich die Erzählung erstreckt, sind „reich an Unrast“ (S. 35), und die Schattenseiten der vorkommunistischen Zeit mit ihren sozialen Wirren, der Korruption und den politischen Wendehälsen werden im Buch nicht ausgespart. Auch die linke und die rechte Radikalisierung in der Zwischenkriegszeit sowie die Judenverfolgung im faschistischen Rumänien werden thematisiert. In die Berichte über düstere Aspekte der Vergangenheit werden immer wieder humorvolle Szenen und Details über das bunte Treiben der Hausierer, der Marktleute und der kleinen Ladenbesitzer eingeflochten, das wiederum mit der zunehmenden Verstädterung und Modernisierung des Stadtbildes kontrastiert wird.

In seiner Reise durch die vergangenen Familienverhältnisse springt der Ich-Erzähler zwischen verschiedenen Episoden und Figuren und erst mit dem Fortgang des Romans gerät die eigene Geschichte in den Fokus, die mit dem Verrat kulminiert, den Familienmitglieder an ihm begehen. Der Roman endet, indem er die Aufbruchsstimmung im Dezember 1989 einfängt, jedoch bleibt offen, wie es weitergehen könnte. Alles in allem gelingt es hier Florescu wieder, ein Stück rumänischer Geschichte mit großem erzählerischem Können lebendig zu machen.



Catalin Dorian Florescu
Der Feuerturm. Roman. C. H. Beck Verlag, München 2022,
358 Seiten, 25,00 Euro.

Zufällige Begegnungen

VON INGEBORG SZÖLLÖSI

Mit Esprit, Witz und Humor führt uns die Ich-Erzählerin durch verschiedene Länder, Städte, Dörfer – und durch verschiedene Zeiten. 1945, das Geburtsjahr der Autorin, markiert das Ende eines düsteren Kapitels der Weltgeschichte, und ist gleichzeitig der Auftakt für eine Grenzziehung, die unter dem Namen „Eiserner Vorhang“ viel Leid und Not über die Menschen bringt. Im Nachkriegsrumänien zieht mit Bespitzelungen, Schauprozessen, Verhaftungen, Deportationen, Enteignungen die Herrschaft von Terror und Angst ein. Die Menschen sind der Willkür eines diktatorischen Regimes ausgeliefert. So gerät Clara, eine junge Studentin der Medizin, kurz vor ihrem Abschlussexamen in die Fänge eines gutaussehenden Spitzels. Als Tochter eines Pfarrers – von „ungesunder Herkunft“ – bedroht er sie mit der Tatsache, dass er als Geheimdienst-Mitarbeiter ihre Eltern jederzeit verhaften lassen kann, so sie sich nicht als gefügig erweist. Claras Verzweiflung erreicht ihren Höhepunkt, als sie feststellt, dass sie schwanger ist. Nach vielen Jahren trifft die Ich-Erzählerin zufällig deren Tochter.

Zufälle kommen in Astrid Bartels Geschichten oft vor. In einem Dorf unweit von Hermannstadt/Sibiu tritt ein Städter einem rasenden Stier auf der Dorfstraße entgegen, besänftigt das Tier und erntet durch diesen Zufall die Anerkennung der Dorfgemeinschaft.

Die Wassilko-Gasse in Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți) ist durch Paul Celan bekannt geworden, doch auch Coco kommt von dort. Die Ich-Erzählerin erinnert sich an den Nachbarn aus ihrer Studienzeit in Temeswar/Timișoara – ein zartbesaiteter Gesprächspartner und „kluger Kopfarbeiter“, noch dazu originell: „Ich werde Dich Astriede nennen“, vom Lateinischen „astrum“ (Stern) abgeleitet. Bei Coco trinkt sie den besten Tee ihres Lebens: „Mit dem ersten Schluck schien sich der ganze Raum zu verwandeln“. Coco erzählt viel von Czernowitz. Doch weshalb er zu seinem 47. Geburtstag von keinen Verwandten Post bekommt, erfährt sie nicht. Coco bleibt ein seltener Stern an „Astriedes“ Firmament.

Strahlend muss man sich die Ich-Erzählerin vorstellen, wenn sie in einem Zugesgespräch Schillers „Zaubersatz“ zitiert: „Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“ Im ICE grübelt ein junger Mann, wie er seiner Mutter sein Schauspielstudium nahelegen könnte. Der Satz der Mitreisenden wird ihm helfen. Eine Zufallsbegegnung, die dazu beiträgt, einen familiären Knoten zu lösen!

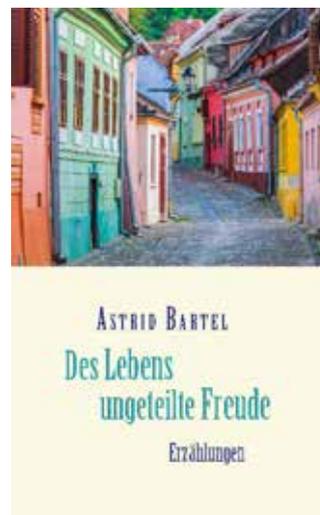
Um Familienschicksale geht es in vielen von Astrid Bartels Geschichten. Nach langer Zeit bekommt die Familie der Ich-Erzählerin die Ausreisegenehmigung in die Bundesrepublik – ein Wunsch geht in Erfüllung und

trotzdem sitzt sie mit ihren Eltern im Zug und verspürt „eine diffuse Angst, die sich nicht in Worte fassen lässt“. Doch dann kommt das „Grüß Gott und gute Weiterreise“ des Bahnbeamten an der ungarisch-österreichischen Grenze wie ein Befreiungsschlag: „Jetzt beginnt unser neues Leben! Wir sind frei!“

„Der rote Sarafan“ thematisiert die Deportation der Rumäniendeutschen in die Sowjetunion, „Zeit der Pfingstrosen“ die Periode der Enteignung nach 1945, wo die Villa der Großeltern der Ich-Erzählerin enteignet wird und sie erfahren, dass sie in einer Zeit leben, „in der wir aufpassen müssen, mit wem wir reden und was wir sagen“.

Einige Geschichten sind von Bartels Beruf als vereidigte Dolmetscherin für Rumänisch am Gericht, bei der Kripo und beim Landeskriminalamt beeinflusst. Beeindruckend ist die zufällige Begegnung mit Erich Mielke im Haftkrankenhaus: „Dieser kleine, auf mich harmlos wirkende alte Mann soll Erich Mielke sein? Dieser brutale, hinterhältige Stasi-Chef, dieser Mörder, dem es gelungen ist, einen totalen Überwachungsstaat aufzubauen, und der so viele Menschen auf dem Gewissen hat?“ Oder die Begegnung mit Gică, der weder seinen Geburtsort noch seinen Nachnamen dem Kripobeamten nennen kann, der aber stolz erzählt, dass er in einem „Koberwagen“ geboren ist: „Frau, ich verstehe nicht, was der Mann fragt. Diese Worte kenn ich nicht. Sinti? Roma? Ich bin ein Zigeuner, das sieht er ja.“

Aus einem ehemaligen k.u.k.-Region kommend, darf es auch an „Ischler“ nicht fehlen – so wird die Fahrt in die „weltberühmte Konditorei Zauner in Bad Ischl“ zur Abenteuerreise. Viele unerwartete Begegnungen kommen in Bartels Buch mit der vielversprechenden bunten Häuserzeile auf dem Titelblatt vor – die Lektüre lohnt sich!



Astrid Bartel

Des Lebens ungeteilte Freude.
Erzählungen. BoD, Norderstedt
2022, 400 Seiten, (gebundene
Ausgabe) 24,90 Euro, (Taschen-
buchausgabe) 14,90 Euro.

Der sinnreiche Blick in die Vergangenheit

VON MARIA MUSCAN

Dagmar Dusils zweiter Kurzgeschichtenband „Entblätterte Zeit“ umfasst 18 Kurzgeschichten. Seite um Seite eröffnet sich dem Leser ein Bild menschlichen Lebens und Sterbens, ein Panorama über die Zeit, die sich im menschlichen Dasein wie eine Baumkrone entfaltet. Eine Geschichte gesellt sich zur nächsten und lebt dennoch eine eigene organische Existenz.

Oder ist dieser Band eine Haiku-Sammlung mit interpretierender nachfolgender Prosa, die den Baum der Zeit von Blättern befreit? Jedes Blatt trägt ein eigenes Schicksal, trägt Not und Trauer, Krankheit und Verzweiflung, Ausweglosigkeit und Verirrung, und fällt am Ende ab, fällt aus der Zeit und wird erlöst.

So gestaltet sich beispielsweise die sechste Haiku-Geschichte, das sechste Blatt der Zeit, „Gefangen im Glück des Smartphones“. Der Protagonist, ein Junge, für den das Paradies ein Smartphone und eine Menge Freunde bedeutet, gleitet in eine parallele Welt, eine Welt der sogenannten *Blue Whale-Challenge*, bei der jeder Spieler von einem Paten an fünfzig aufeinanderfolgenden Tagen je eine Aufgabe erhält und an dessen Ende der Suizid des Spielers steht. Die Zeit entblättert sich für den Jungen und fällt von ihm ab, wie die Krankheit seines Bruders, die Unverlässlichkeit der Erwachsenen, sogar das Leben selbst.

Oder wie die große Sehnsucht nach Geborgenheit immer wieder als entblätterte Zeit in der achten Haiku-Geschichte zurückkehrt, in der Kindermisbrauch schmerzhaft mit der Zeit selbst verflochten wird. Da bricht die ganze Verzweiflung eines verlassenen Kindes hervor: „Ein Mensch, der in Zeit zerlegt wird, nicht in seine Zeit, nicht in die gelebte Zeit, sondern in die Zeit der anderen.“ Ein dumpfes Leid wird auch durch Erinnerungen an die Kindheit ausgelöst, die überwunden werden, wenn es in der fünften Geschichte heißt: „Die Zeit im Waisenhaus wurde zum Schneemann in der Sommerhitze“.

Und oft entblättert sich die Zeit auch selig sonnige Blätter. Wie in der vierten Geschichte auf humoristische Art auf ein „Gesetz für die Hundenamensgebung“ hingedeutet wird, oder in der siebenten Geschichte bizarre Dorfpolitik und Korruption beschrieben werden.

Oder entblättert steht die Zeit für eine verfallene junge Frau still, die in der Großstadt das Glück sucht und deren Träume und Wünsche gefühlsbetont zum Ausdruck gebracht werden: „Wenn es ganz still ist in ihr, dann gehen ihre Wünsche in Erfüllung“, denn Ana Madlen, die Protagonistin der neunten Geschichte möchte am liebsten „in die Ewigkeit der Sterne hinauffallen“.

Oder eine bitter-heitere Haiku-Geschichte, in der die alte Jugendliebe heraufbeschworen wird und dem Leben wieder einen Sinn gibt. Die empfundenen Gefühle

werden mittels anschaulicher Wahrnehmungen beim Lesen entwickelt. So besinnt sich Fred, der Protagonist, seiner an Krebs erkrankten Ex-Frau und seiner Gefühle und Pflichten, da er diese seit seiner Gymnasialzeit kannte und sie zusammen „in einer der Deutschstunden ‚Anstand‘ definieren sollten“.

Von der alten und neuen Heimat wird erzählt, von Vergangenheit und Zukunft, von alten und neuen Gefühlen, vom Fremdsein und vom Dazugehören und von der „östlichen Sehnsucht“, vor allem aber von der „entblätterten Vergangenheit“, die einen loslässt und eine neue Zukunft möglich macht.

Jedes Mal, in jeder Kurzgeschichte spielt die Zeit als Hauptdarstellerin mit. Äußerst poetische Spiegelungen umschreiben ihre vielen Facetten, sogar das Stillstehen der Zeit in der dreizehnten Haiku-Geschichte, in der eine rumänische Bäuerin ungeachtet ihrer modernen Hausgeräte die Wäsche noch mit der Hand erledigt, das Essen am offenen Feuer im Hof kocht und mit einem Besen das Haus fegt und in der das Gute über das Böse in märchenhafter Weise gewinnt.

Sprache ist auch entblätterte Zeit, sie gibt ihr Form und Gehalt. Der Triptong im rumänischen „Mioara“, in dem sich eine Heimat verbirgt, entblättert sich zum deutschen „Marie“, das „so streng, so gotisch“ klingt, und die „Behausung [der] Seele“ ist, zum Raum wird, „der die Seele zusammenhält“ und in der es Verben gibt, „die man nicht trennen muss“.

Dagmar Dusils eigene poetische Sprache überrascht immer wieder durch ihre Symbolik, die Worte schöpft und zeitlos macht. Wie aus einem Magierhut taucht eine eigene Morphologie heraus mit Tu-Wörtern wie „entzeitlichen“, „in den Himmel hinauffallen“, „sich ins Leben lächeln“, „der Zeit Raum geben“ oder mit Dingwörtern wie das „Erdbeerjahr“. Sprache und Zeit, Gefühle und Erinnerungen, Wahrnehmung und Phantasie schließen sich zusammen zu einem Raum mit größter poetischer Substanz, in dem der Leser sich sofort daheim fühlt.



Dagmar Dusil
Entblätterte Zeit. Kurzgeschichten. Pop-Verlag, Ludwigsburg
2022. 196 Seiten, 16,50 Euro.

Ein privater Briefwechsel von mehr als nur historisch-politischer Bedeutung

VON ALINA BRUCKNER

Die von Silvia Irina Zimmermann herausgegebene Korrespondenz des ersten rumänischen Königspaares Carol I. und Elisabeth mit Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen enthält 594 Briefe, Telegramme und Briefbeilagen von 1866 bis 1885. Der erste Teil der Korrespondenz umfasst die Periode von 1866 bis 1876, also die ersten Regierungsjahre des jungen Fürsten Carol; der zweite Teil berücksichtigt die Korrespondenz von 1877 bis 1885, nämlich die Zeit nach der Unabhängigkeit Rumäniens und der Institution des Königreichs. In jedem Teil werden die Briefe nicht nur chronologisch, sondern auch thematisch eingeordnet, was dem Leser einen klaren Überblick erlaubt.

Die umfangreiche Korrespondenz, die hier erstmals veröffentlicht wurde, spiegelt eine wesentliche Periode in der rumänischen Geschichte, und zwar die ersten Jahre von Carol und seiner Gemahlin Elisabeth in Rumänien. Die persönliche Perspektive Carols auf die damalige rumänische Gesellschaft ist daher von kulturgeschichtlicher Bedeutung. Sein erster Brief aus Bukarest, vom 28. Mai 1866, berichtet von einem „Volke, das sehr viel Herz hat“, und über sein neues Vaterland, wo „von allen Seiten [...] so viele Beweise von Liebe u. Anhänglichkeit entgegen gebracht [wurden], das der Anfang [seiner] großen, schönen aber unendlich schweren Aufgabe sehr erleichtert hat“.

Alle Briefe Carols nach seiner Ankunft in Bukarest sind sehr ausführlich, in den meisten Fällen bittet er seinen Vater Karl Anton um Ratschläge insbesondere zu politischen Aspekten. Dieser wirkt daher als Berater und Vertrauter für Carol, nicht nur im politischen und diplomatischen Bereich, sondern auch zu militärischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fragen. Außerdem wird in den ersten Jahren des Briefwechsels ziemlich oft die Frage der Heirat Carols thematisiert; auch in diesem Aspekt gibt der Vater nützliche Ratschläge, welche die enge Beziehung zwischen Vater und Sohn widerspiegeln. In mehreren Briefen wird die „Heirathsfrage“ vor allem in politischer Hinsicht analysiert. Carol selbst erkennt die Bedeutung seiner Heirats-Angelegenheit, indem er in einem Brief von 1868 erklärt, dass diesbezüglich „entschiedene Schritte gethan werden [müssen]“, da „ein längeres Abwarten als bis zum Herbste 69 unmöglich“ wäre. Es ist letztendlich Karl Anton, der Heirat mit „P. Elisabeth Wied, immerhin noch eine schickliche Parthie“ vorschlägt.

Auch andere Erlebnisse aus dem persönlichen Leben Carols und Elisabeths werden in den Briefen angesprochen, wie die Geburt der Tochter Marie im Jahr 1870,

aber auch ihr Tod vier Jahre später, wie auch die Frage der Thronfolge. Dennoch behandeln die meisten Briefe eher politische Aspekte, die im europäischen Kontext betrachtet werden, wie der Krieg gegen das Osmanische Reich und die nachfolgende rumänische Unabhängigkeit, aber auch ihre Anerkennung auf internationaler Ebene. Zudem werden sowohl innen- als auch außenpolitische Spannungen, sowie die Beziehungen Rumäniens zu den Großmächten Europas, wie Russland oder Österreich-Ungarn, besprochen.

Von der Korrespondenz von Elisabeth an ihren Schwiegervater Karl Anton sind insgesamt 36 Briefe, Telegramme und Briefbeilagen veröffentlicht, die ihr alltägliches Leben als Fürstin beziehungsweise Königin thematisieren. Leider fehlen die Antworten Karl Antons; weil diese Briefe auch in anderen Archiven nicht auffindbar sind, betrachtet Zimmermann sie als verloren. Unter diesen Umständen sind dann die Briefe Elisabeths an ihren Schwiegervater umso wertvoller, da sie einen besseren Einblick in das Leben des ersten Königspaares Rumäniens geben.

Alles in allem betrachtet ist bei diesem Briefwechsel die enge Beziehung vor allem zwischen Sohn und Vater beeindruckend. Die Briefe Carols an Karl Anton beginnen mit solchen Anreden wie „mein theuerster lieber Papa“ oder „theuerster inniggeliebter Papa“ und enden konstant mit der Grußformel „Dein ganz gehorsamer Sohn Carl“; in den Gegenbriefen des Fürsten an seinen Sohn sind solche Formulierungen zu finden, wie „Dein treuer Dich unendlich liebender Vater“ oder „Dein bester Freund u. treuester Vater Carl Anton“. Genau diese Selbstdarstellung Karl Antons als Vater und Freund ist emblematisch für das Vater-Sohn-Verhältnis und macht aus diesem Briefwechsel eine wertvolle Edition nicht nur aus historischer und dokumentarischer Hinsicht, sondern auch, weil die gesamte Korrespondenz eine eher intime Facette der Persönlichkeit Carols I. ans Licht bringt.

Silvia Irina Zimmermann (Hg.)

„*Geliebter Vater und treuster Freund*“ - *Der Briefwechsel des Königspaares Carol I. und Elisabeth von Rumänien mit Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen aus dem Rumänischen Nationalarchiv in Bukarest (1866-1885). Teil I: (1866-1876) Anfangsjahre des Fürsten Carol I. in Rumänien. Teil II: (1877-1885) Unabhängigkeit Rumäniens und Erhebung zum Königreich* (Schriftenreihe der Forschungsstelle Carmen Sylva Fürstlich Wiedisches Archiv), *Ibidem Verlag, Stuttgart 2022, 962 Seiten, 84,90 Euro.*

Klausenburg/Cluj – eine literarische Nostalgie

VON KATHARINA BIEGGER

Fragend nimmt die Leserin das hübsch gemachte Buch mit dem rätselhaften, deutsch-rumänisch verschränkten Titel in die Hand: Was ist das? Welcher literarischen Gattung ist es zuzuordnen? Was will es von mir?

Das Buch ist ungewöhnlich. Kein (Heimat-)Roman, keine Lokalgeschichte, schon gar kein Reiseführer. Es ist ein Liebhaberprojekt, initiiert von dem Kölner Arzt Peter Rosenthal, der in Rumänien geboren wurde, in den 1970er-Jahren nach Deutschland kam und sich in Köln niedergelassen hat. Cluj (dt. Klausenburg, ung. Kolozsvár) ist Partnerstadt Kölns, wo auch der Weissmann Verlag situiert ist, an dessen Gründung Peter Rosenthal beteiligt war. Denn er ist nicht nur als Internist tätig. Gerne schreibt, publiziert, dichtet, übersetzt er. So hat er bei einer Lesung in Klausenburg Mitglieder der rumänischen Schriftstellervereinigung kennengelernt, mit denen er dieses Buchprojekt entwickelt hat. Die Sammlung handelt vom gemeinsamen europäischen Traum: „Es gibt ja kaum eine europäischere Stadt als Klausenburg“, meint Rosenthal, „die Römer waren schon da, die Germanen, die Sachsen und die Ungarn.“ Absicht des Buches sei es, „eine Europäisierung in umgekehrter Richtung“ zu betreiben – Wissenstransfer nicht wie in früheren Epochen einsinnig von West nach Ost. Vielmehr wolle er „den Menschen im Westen einen Einblick in die Herzen der Menschen eines osteuropäischen Landes, in diesem Fall Rumänien, geben“ (S. 13).

Knapp zwanzig einzelne Beiträge sind in dem Band enthalten: kleine Dichtungen, Beobachtungen und Impressionen, die mehr oder weniger explizit zu der Stadt im Nordwesten Rumäniens in Beziehung stehen. Alle sind sie konsequent jeweils in Deutsch und Rumänisch abgedruckt (einmal auch in drei Versionen, da das Ungarische nicht ganz vergessen werden soll); übersetzt hat – auf zuweilen recht eigenwillige, interessante Weise – der Initiator und Herausgeber Rosenthal, der auch einen Rahmen aus Einleitung und Nachwort beigegeben hat, worin er bekennt, er selbst sei mit Klausenburg eigentlich gar nicht besonders vertraut. Die 15 zumeist rumänischen Autorinnen und Autoren, die zu diesem Buch beigegeben haben, sind oft aus den umliegenden Dörfern in das Zentrum der Region gekommen, wenn sie nicht schon geborene Klausenburger sind; viele haben Schule und Studium dort absolviert, sind danach vielleicht weitergezogen nach Bukarest oder nach Beer Sheva – oder sie sind für immer hängen geblieben, wie etwa Irina

Petraş: „Ich weiß nicht, wann ich mich in Cluj verliebt habe, aber eines ist sicher, ich gehöre zu Jenen, die es nie verlassen werden.“ Unter den jeweils höchstens fünf Seiten umfassenden Beiträgen findet sich Nachdenkliches, Persönliches, auch Kurioses, Ironisches, Verträumtes. In einem meiner Lieblingsstücke, karg und absurd wie die Zeiten vor 1989, geht es um das Rezept eines Fischgerichtes – da der Fisch jedoch fehlt, bleibt es bei der Beilage, also Kartoffeln mit Salz (Autor Victor Ţarină). Einer Reisereportage am nächsten kommt das Portrait des Stadtteils Mărăşti durch Markus Bauer. Besonders stimmungsvoll, ja philosophisch ist der Beitrag von Ion Mureşan: über die Lichter, die in Siebenbürgen zu Allerseelen („Luminaţia“) auf die Gräber der Toten getragen werden.

Ein paar leicht zu eliminierende kleine (oft Tipp- oder Druck-) Fehler hätte ein professionelleres Lektorat vermeiden können. Gewünscht hätte ich mir auch, dass das Entstehungsjahr der abgedruckten Stücke vermerkt worden wäre, wo es sich (wie in einigen Fällen kenntlich) nicht um Originalbeiträge für diese Publikation handelt. Weiter hätte mir gefallen, wenn die beigegebenen, atmosphärischen schwarz-weiß Fotos Klausenburger Örtlichkeiten zeigten, die in dem einen oder anderen Beitrag explizit genannt und beschrieben werden (z.B. die Donath-Straße oder eben Mărăşti). Aber das wäre der Gattung „Reiseführer“ vielleicht schon zu nahe gekommen.

Die Beschäftigung mit diesem sympathischen Buch hat jedenfalls meine Lust geweckt, Klausenburg mit seinem „merkwürdigen Lokalpatriotismus des Fernwehs“ einmal wieder zu besuchen!



[Peter Rosenthal (Hg.)]
Cluj – Der Traum ist unser geheimes Zuhause. Klausenburg – Visul e casa noastră secretă.
Weissmann Verlag, Köln 2022,
144 Seiten, 14,95 Euro.

Rumänistik als lebendige Wissenschaft

VON INGRID BALTAG

„Wenn die Menschen so durcheinander gewürfelt miteinander leben, verstehen sie sich durch die Musik besser und brauchen keine Sprache. Die Sprache ist verräterisch.“ (R. P. Gheo) So auch in der Wissenschaft: Welche Wissenschaft stellt heute noch den Anspruch, eine von anderen sich unterscheidende und klar definierte Wissenschaft zu sein? Historiographie lässt sich als Narrative beschreiben, Literatur, Film und Kunst lassen sich auch sozio-kulturell analysieren. Stadtlandschaften sind das Zusammenspiel des Architektonischen mit den Menschen. Kulturwissenschaft widmet sich allgemein lebensweltlicher Kulturproduktion.

Rumänistik ist nicht nur die Wissenschaft der rumänischen Sprache und Literatur, sondern ein Fach der Regionalstudien, das interessante interdisziplinäre Ergebnisse erzielt, auch wenn man sich nicht einer nationalen (homogen aufgefassten aber zuweilen zunehmend transnational auftretenden) Sprache und Kultur zuwendet. Man könnte sogar sagen, die Wissenschaft nimmt die Rolle der Musik wie in den Romanen von Radu Pavel Gheo ein: Sie verbindet. Gerade durch diese Synergie wird der Band „Kaleidoskop Rumänien. Einblicke in die aktuelle Vielfalt des interdisziplinären Faches Rumänistik“, herausgegeben von V. Bopp-Filimonov und M. Jung, diesem Anspruch der Interdisziplinarität gerecht.

In drei Bereiche unterteilt, versammelt der Band Historisches, das durchaus fruchtbar auch für linguistische, ethnologische und politologische Weiterstudien ist, Narratives in Fiktion und Realität (Literatur und politische Diskurse) und schließlich ein sozio-kultureller Bereich, in dem durch Menschen geprägte Stadtlandschaften, Romane oder selbst Protestbewegungen Einblicke in die Vielfalt einer Gesellschaft geben.

Im historisch-kulturgeschichtlichen Teil „Räume der Interferenz und kulturellen Überlappung“ untersucht E. Dăcz Dynamiken der Ethnisierung in siebenbürgischen Diskursen des beginnenden 20. Jahrhunderts. Theoretisch fundiert und mit einer großen Fülle an empirischen Daten der Presse Siebenbürgens zu Beginn des 20. Jahrhunderts wird der Umgang mit regionalen (interethnischen) Konflikten analysiert. Die Ergebnisse sind sehr differenziert und räumen mit mancherlei Pauschalurteil auf.

J. Wellner setzt dem Verschwinden des deutschböhmerischen Dialekts ein Denkmal sowohl historischer als auch sprachwissenschaftlicher Art. Die Analyse fasst sprachliche Charakteristika zusammen und erklärt die Historie und den Kontext des Verschwindens dar. Der Historiker Jung spürt in seiner Recherche dem Aufkommen und Verbot 1949 der katholischen Gesellenvereine in Rumänien nach.

Im kultur- und literaturwissenschaftlichen Kapitel „Ideelle Bezugsräume und imaginierte Zugehörigkeiten“ untersucht G. Große das kulturelle Gedächtnis, das R. P. Gheos Roman „Disco Titanic“ zeichnet, indem es die Banater Diskurse wiederaufleben lässt, und warum er sich als fiktionalen Autor mittendrin inszeniert. M. Bacali setzt die europadiskursiven Studien fort und zeigt auf, wie ein Werk aus den finstersten Zeiten der Ceaușescu-Diktatur – Ion D. Sîrbus Dystopie „Adio, Europa!“ – auch in Zeiten der Pandemie gelesen werden kann. F. Heubaum skizziert nationale Diskurse bei der rumänischen Dissidenz während des Kommunismus. D. Biro widmet seine sprachliche Studie präsidialen Reden zwischen 1993 und 2004 im Hinblick auf Solidaritäts- und Ausgrenzungsdiskurse.

Im dritten Teil „Lebensweltliche und symbolische Aneignungen von Raum“ sind im weitgehenden Sinn kulturanthropologische Studien versammelt. J. Stöxen „liest“ den postsozialistischen Stadtraum als semiotische Landkarte. Die Begegnungen, Beobachtungen und Gesprächsprotokolle in den Fluren und im Treppenhaus ihres sozialistischen Wohnblocks, zeitweise Heimat einer Forscherin im heutigen Bukarest, in „Räumen des Dazwischen“, bieten in neun Kurzkapiteln eine unterhaltsam-wissenschaftliche Narration von literarischer Qualität und wissenschaftlicher Tiefe. Bopp-Filimonov untersucht fiktionale Darstellungen des postsozialistischen *homo sovieticus* in der rumänischen Variante anhand zweier Romane von Varujan Vosganian und Marius Daniel Popescu, die sie jenseits ästhetischer Maßstäbe als „Lebenswissenschaft“ interpretiert, wobei die ethisch-sozialen Dimensionen hinterfragt werden. H. P. Rammelt untersucht schließlich sozio-kulturell die Massenproteste im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts, und zeigt auf, wie sich gezielte Massendemobilisierung bei Demonstrationen formiert und welche gesellschaftliche Rolle sie im Demokratisierungsprozess spielen.

Der Band ist ein gelungenes wissenschaftliches Potpourri, das sich durchgehend kritisch zum Bild einer modernen Rumänistik als Regionalstudium zusammenfügt. Wie ein Autor des Bandes richtig bemerkt, sind hier ebenfalls Forschungsdaten versammelt, die für weitere Studien wertvoll wären. Eine rumänistische *digital humanities*-Plattform wäre eine nützliche Initiative.

Valeska Bopp-Filimonov, Martin Jung (Hg.)

Kaleidoskop Rumänien. Einblicke in die aktuelle Vielfalt des interdisziplinären Faches Rumänistik (Forum: Rumänien, 45), Frank & Timme Verlag, Berlin 2022, 236 Seiten, 39,80 Euro.

„Geschriebenes und Gestaltetes in enger Beziehung miteinander“

VON MARKUS FISCHER

Vor kurzem erschien im Ludwigsburger Pop-Verlag das jüngste Buch der 1943 im rumänischen Banat geborenen und 1992 in die Bundesrepublik Deutschland ausgewanderten Schriftstellerin und bildenden Künstlerin Ilse Hehn. Unter dem Titel „Diese Tage ohne Datum“ versammelt es poetische und prosaische Reiseimpressionen aus zahlreichen Städten, Gegenden und Ländern Europas, zu denen sich auch die Eindrücke von einer Ägypten-Reise gesellen.

Die einzelnen Gedichte und Prosastücke aus Lapp-land, Frankreich, Capri, Amsterdam, Schottland, Florenz, Ägypten, Sizilien, Rumänien, Norwegen, Samos, Rom, Venedig und vom Bodensee – so die Überschriften der vierzehn Kapitel des Reisebuches – sind in diesem kaleidoskopartigen Werk kongenial in Beziehung gesetzt zu insgesamt 44 bildnerischen Arbeiten der Autorin: Fotografien mit Übermalung, Monotypien, Collagen, Arbeiten mit selbstgeschöpftem Büttenpapier, Werken in Öl, Tusche und Mischtechnik. Wörter und Bilder dienen hierbei, wie die Autorin im Nachwort zu ihrem Reisebuch schreibt, dazu, „Orte und deren geografische wie auch erlebte Topografie festzuhalten, das Erschaute und Erfühlte als Steigerung des Daseins zu empfinden. Wörter und Bilder, Geschriebenes und Gestaltetes in enger Beziehung miteinander.“ (S. 307)

Die einzelnen Reiseeindrücke in diesem Buch sind literarisch ganz unterschiedlich dargestellt. So finden sich etwa Kapitel, die eher im Berichtstil gehalten sind, wie die Schilderung der Hundeschlittenreise im Land der Samen oder die Aufzeichnung der Eindrücke von einer Reise an die Loire und in die Bretagne. In anderen Kapiteln liegt der Schwerpunkt auf der Wiedergabe kulturhistorischer Informationen wie zum Beispiel anlässlich der Reise nilaufwärts von Kairo nach Abu Simbel, bei der unter anderem auch des Sonnengesangs von Echnaton gedacht wird, der „ersten nachweisbaren geschichtlichen Vorform des Monotheismus.“ (S. 173) Auch in Italien (Sizilien, Capri, Rom, Florenz) begleitet die Autorin das Bildungswissen in Gestalt imaginärer Reisegefährten wie Peggy Guggenheim, Pablo Neruda, Oscar Wilde, D. H. Lawrence, Luigi Pirandello, Michelangelo Buonarroti und Dante Alighieri.

Das längste Kapitel des Buches, das den Reiseimpressionen aus Schottland gewidmet ist, wartet mit einer Vielfalt von literarischen Themen und Motiven auf. Dazu zählen etwa poetische Landschafts- und Pflanzenschilderungen, historische und kulturgeschichtliche Reminiszenzen, Betrachtungen zu Mode und Pubs, Auslassungen zu Heraldik und Puppentheater, architektonische

Anmerkungen, mehrere Gedichte, Anspielungen auf Shakespeares „Macbeth“, auf Baudelaire, Chopin und Mendelssohn-Bartholdy, Reflexionen über Schafe und Whisky, die in dem berühmten Zitat des schottischen Nationaldichters Robert Burns gipfeln, welche der Schlussstrophe der politischen Satire und Milton-Parodie „The Author’s Earnest Cry and Prayer“ entnommen ist: „Freedom and whisky gang thegither!“ (S. 137)

Im Mittelpunkt des Reisebuches von Ilse Hehn steht Rumänien. Nicht nur, dass „Diese Tage ohne Datum“ mit einem Prosagedicht (vgl. S. 9) über das Heimatland der Autorin einsetzt, in dem die politische Wende 1989 als Geburt der eigenen Sehnsucht und des beglückenden wie zugleich schmerzenden Fernwehs beschworen wird! Nicht nur, dass dem Geburtsland der von Merkur, dem Gott der Reisenden, Entführten ein ganzes Kapitel (vgl. S. 207-219) gewidmet ist, in dem der hochpoetische Text „Heimat“ diese als „gerettete Zunge“ (S. 215) feiert! Nein, auch in den übrigen Kapiteln des Buches schießen rumänische Erinnerungen wie glühende Eruptionen durch die dünne Kruste anderer und sie überlagernder Reiseeindrücke. In einem Hotel auf Capri ist urplötzlich das Bukarester Hotel „Ambasador“ präsent (vgl. S. 76); das abwechslungsreiche Amsterdamer Ambiente evoziert den Kontrast zur „physiognomischen Monotonie daheim in Rumänien“ (S. 91); der Duft von Thymian in Selinunt weckt Erinnerungen der Autorin an das siebenbürgische Michelsberg/Cisnădioara und an den frühen Tod ihres Mannes (vgl. S. 200); und am Nordkap gleiten die Gedanken der Schriftstellerin zu Versen aus ihrem ersten Lyrikband „So weit der Weg nach Ninive“, der 1973 im Bukarester Kriterion-Verlag erschienen war (S. 227).



Ilse Hehn
„Diese Tage ohne Datum.“ Mit bildnerischen Arbeiten der Autorin. Pop-Verlag, Ludwigsburg 2022, 320 Seiten, 23,00 Euro.

Die ultimative Abenteuerreise in Europa

VON GILLES DUHEM

Die blauen Hefte des österreichischen Verlags Esterbauer sind seit nun 35 Jahren ein Muss für alle Radfahrer, die Kultur, Natur, sportliche Leistung und viele menschlichen Begegnungen verbinden möchten.

Das bewährte Konzept von Esterbauer: sehr präzises, überlappendes Kartenmaterial, das ein lästiges Umblättern vermeidet, eine Fülle an Information über die Orte, die den Weg säumen, eine breite Auswahl an Unterküften in allen Preislagen. Auch im Zeitalter der allgegenwärtigen Virtualität sind diese kleinen Hefte, die man vom Format her passgenau unter die transparente Hülle der Fahrradtasche schieben kann, die jeder Radfahrer auf Touren an seinem Lenkrad befestigt, unersetzlich. In dünn besiedelten und etwas abgelegenen Gegenden gerät man schneller in ein Funkloch, als es einem lieb ist. Und dann?

Eine solche Gegend ist gewiss der Donauradweg von Belgrad zum Schwarzen Meer. Deutlich ergänzt behandelt das neue Heft den „abenteuerlichen“ Teil der Reise am längsten Strom Mittel- und Südosteuropas.

Während der Weg in Deutschland, Österreich, und sogar bis Budapest ziemlich gemütlich ist und oft einem Sonntagsausflug mit Kaffee-und-Kuchen-Pause ähnelt, wird er zwischen Budapest und Belgrad schon wilder. Die Bevölkerungsdichte nimmt merklich ab, das Versorgungsangebot ebenso, die endlose Ebene der Puszta erinnert des Öfteren an den US-amerikanischen Mittelwesten. Sonnenblumen- beziehungsweise Maisfelder und viel Staub sind in der erdrückenden Hitze des Hochsommers allgegenwärtig, während man die verschlafenen Dörfer der einstigen Donaumonarchie durchquert.

1.400 Kilometer! Es sind noch 1.400 Kilometer von Belgrad bis zum mythischen „Kilometer Zero“ in Sulina. Die Donau ist nämlich ein Fluss, an dem man die Entfernungen von der Mündung bis zur Quelle im sehr weit entfernten Donaueschingen, misst.

Die durchaus ungewöhnliche, ja exotische Reise besteht aus drei ziemlich unterschiedlichen Abschnitten:

Kaum hat man Belgrad, seine Sehenswürdigkeiten, aber auch seinen tosenden, für Radfahrer nicht ungefährlichen Verkehr hinter sich gelassen hat, schlängelt der Weg am nördlichen Ufer 180 Kilometer lang durch die Vojvodina bis zur Grenzstadt Stara Palanka. Prächtige kirchliche Barockbauten aber auch der Städtebau in Städten wie Pančevo zeugen nach wie vor von der Vergangenheit, als die Batschka noch zu Österreich-Ungarn gehörte und Siedlungsgebiet der Donauschwaben wurde.

Nach Stara Palanka ist es möglich, am Südufer weiterhin durch Serbien und anschließend Bulgarien zu radeln. Wer sich aber für das Nordufer entscheidet, wird nun bis zur Mündung Rumänien nicht mehr verlassen.

Die Möglichkeiten, das Ufer zu wechseln, sind selten. Fähren wie Brücken sind dünn gesät. Wie zur Römerzeit bildet die Donau nach wie vor eine schwer überwindbare und weiterhin imposante, natürliche Grenze.

Egal auf welchem Ufer: Ab jetzt wird die Reise bei diesem zweiten, rund 250 Kilometer langen Abschnitt wirklich abenteuerlich!

Ab der Festung Golubac (Kolumbatz) beginnt der eindrucksvolle und Furcht einflößende Abschnitt des Eisernen Tors im Banater Bergland, quer durch die Karpaten. Die Donau wird eng, immer enger, die Berge auf beiden Uferseiten immer höher. Nach dem Bau des großen Staudamms südlich von Orșova, einer uralten römischen Stadt, hat sich der Fluss grundsätzlich verändert. Während bei Svinița noch die Ruine einer Burg aus dem Wasser herausragt, ist die Sagen umwobene Insel Ada Kaleh, einst eine Enklave des Osmanischen Reiches, nun völlig verschwunden.

Kurz vor Drobeta-Turnu Severin hören die Karpaten abrupt auf, und der ca. 950 Kilometer lange dritte Abschnitt dieser wundervollen Reise beginnt. Bis auf Brăila und Galați stehen nun Felder, Wiesen, Dörfer, und unberührte Natur zwischen der Walachei und der Dobrudscha auf dem Programm. Ab der Hafenstadt Tulcea kann man mit dem Schiff nach Sulina durch das in Europa einzigartige Donaudelta fahren. Wer dort nach dieser langen Radreise ankommt, hat wirklich das Gefühl, eine der ultimativen Abenteuerreisen in Europa hinter sich zu haben.

Alles schön also? Einziger Wermutstropfen: Mit Fahrradmitnahme ist die Anfahrt nach Belgrad mit der Bahn, entgegen der Aussage des Buches (S. 11), unmöglich. Wer es wirklich schön haben möchte, reist mit der Bahn über Temeswar/Timișoara in Rumänien, Europäische Kulturhauptstadt 2023, nach Belgrad. Dann steht dieser Reise, die man einmal in einem Radfahrerleben gemacht haben müsste, nichts mehr im Wege.



Donau-Radweg 5. Teil 5: Serbien, Rumänien, Bulgarien. Von Belgrad zum Schwarzen Meer. 4. überarbeitete Auflage, Esterbauer Verlag, Rodingersdorf 2022, 200 Seiten, 15,90 Euro.

Deutsch-Rumänische Gesellschaft

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Horstweg 39 • 14059 Berlin
www.deruge.org

Vorstand

Präsident Dr. Gerhard Köpernik

Vizepräsidentin Hermine-Sofia Untch

Schatzmeister Tony Krönert

Schriftführerin Janka Vogel

Beisitzer Dr. Raluca Fritzsch

Christof Kaiser

Wilfried Lohre

Mona Vintilă

Beirat

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Ruxandra Demetrescu

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Alexander Roth

Dr. Josef Sallanz

Marianne Theil

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

- Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.
- Ich möchte die DRH gegen eine Spende beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.
- Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.
- Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an redaktion@deruge.org.

Beitrittserklärung

Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!

Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108 • BIC: PBNKDEFF

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft
Herrn Tony Krönert
Wilhelm-Gericke-Str. 17a
13437 Berlin

Name:

Anschrift:

E-Mail:

Telefon:

Ort, Datum, Unterschrift: